

Monatshefte

der

Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.

Siebenter Band.

Siebentes und achtes Heft.

September—Oktober 1898.

Berlin 1898.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung

Hermann Heyfelder.

SW. Schönebergerstrasse 26.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post **jährlich 10 Mark.**

Inhalt

des siebenten und achten Heftes 1898.

Zuschriften bitten wir an den Vorsitzenden der C.G., Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller, Berlin W.-Charlottenburg, Berliner Str. 22 zu richten.

Die Monatshefte der C.G. erscheinen **monatlich** (mit Ausnahme des Juli und August). Die Ausgabe von **Doppelheften** bleibt vorbehalten. Der Gesamtumfang beträgt vorläufig 20—25 Bogen.

Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre **Jahresbeiträge;** falls die Zahlung der letzteren bis zum 1. Juli nicht erfolgt ist, ist die Geschäftstelle zur Erhebung durch Postauftrag unter Zuschlag von 60 Pf. Postgebühren berechtigt. — Einzelne Hefte kosten 1 Mk. 25 Pf.

Jahresbeiträge, sowie einmalige und ausserordentliche Zuwendungen bitten wir an das **Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C. 2, Burgstrasse** zu senden.

Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postämter — Postzeitungsliste Nr. 4852 — und die Geschäftstelle der Comenius-Gesellschaft, Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller.**

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

VII. Band. 1898. Heft 7 u. 8.

Die Geistesrichtung des Comenius.

Weiherede bei der Enthüllung des Comenius-Denkmals zu Lissa i. P.

Gehalten am 28. August 1898

von

Pastor **W. Bickerich** in Lissa.

Hochgeehrte Festversammlung!

Die Stunde ist da, in welcher ein Werk zum Ziele kommt, dem viele in unserer Stadt mit freudiger Erwartung und Spannung entgegensahen. Das Denkmal, das jetzt enthüllt werden soll, verdankt sein Entstehen zunächst dem inneren persönlichen Bedürfnisse von Verehrern des grossen Mannes, sodann dem lokalen Gemeingefühl. Ein Denkmal des Comenius in der Stadt, welche vor anderen berechtigt ist, sich nach ihm zu nennen, wo er am längsten gewirkt und die fruchtbarsten Jahre seines Schaffens zugebracht — ein Comeniusdenkmal in der Comeniusstadt an der Comeniusstrasse, der Gedanke lag wahrlich nahe genug, er hat wohl seit Jahren in manchem Herzen sich geregt, dann edle Wohlthäter zur Stiftung eines ansehnlichen Grundfonds bewegt und, kaum veröffentlicht, alsbald Anklang gefunden hier bei allen, welche das heimische Gemeinwesen lieb haben, und draussen im weiten Kreise der Comeniusfreunde. Aber es gehört zu der Bedeutung und Grösse des Mannes, um den es sich hier handelt, dass unser Denkmal mehr will als ein vergangenes Verdienst ehren, einen Schmuck dieser Stadt bilden, einen Glanzpunkt ihrer Geschichte feiern. In einer Gestalt wie Comenius liegt etwas Universales, etwas Bleibendes, etwas Ewiges. Ist es doch nicht bloss eine grosse Thatkraft, eine zielbewusste Handlungsweise, welche wir an ihm bewundern. In vieler Hinsicht könnte er uns eher als ein unpraktischer Idealist erscheinen, der über nebelhaften Fernen und schwärmerischen Träumen das Nächstliegende, Erreich-

bare aus den Augen verlor. Was uns an ihm fesselt, ist auch nicht zuhöchst die grosse Gabe, das Talent, das ihm Gott verliehen. Die Gedanken seiner Feder, seines Geistes sind zum guten Teil nicht zuerst von ihm gedacht, ob auch von ihm zur vollen Klarheit, zum einheitlichen System entwickelt, und vor allem durchgesetzt und zum Gemeingut der Menschheit gemacht. Nein, Comenius war mehr als ein energischer Streiter oder ein grosser Denker, er ist ein Charakter gewesen, eine edle lautere Persönlichkeit. Das war der Quell seiner rastlosen Thätigkeit, die Kraft seines Wirkens, das Geheimnis seines Erfolges, daher der Schwung der Begeisterung in seiner Rede, der Schmelz seiner Empfindung. Es ist etwas Ewiges in ihm, nämlich etwas von dem Geist des ewigen Herrn, dessen treuer Zeuge er lebenslang gewesen ist. Jesu Jünger hatten es zu ihrem Lebensziel gemacht, dem Meister ähnlich zu werden, sein Bild immer reiner in sich zu entfalten. Wir wissen, dass das keinem von uns völlig gelingt, dass immer wieder menschliche Schwachheit verdeckend, hemmend, trübend eintritt. Comenius ist, soweit nur Menschenaugen reichen, einer von denen gewesen, in welchen Christi Gestalt verhältnismässig am reinsten zur Erscheinung gekommen ist. Es ist nicht zufällig, dass auch sein Geschick dem Meister ähnlich so viele Leidenszüge aufzuweisen hat. Passionum Christi consors, so las ich kürzlich unter einem Portrait des Mannes, einer seltenen englischen Darstellung; „teilhaftig der Leiden Christi“ war der Flüchtling, der 43 Jahre im Exil zugebracht hat, dessen Fuss von Land zu Land geirrt ist, um den Boden zu suchen zur Verwirklichung seiner Reformpläne, dem seine Zeit die Anerkennung versagt hat, welche die Nachwelt ihm spendet. Wer dieser ehrwürdigen Leidensgestalt, dieser lauteren reinen Persönlichkeit einmal ins Auge gesehen, der kann nicht mehr los von ihr, der behält einen Eindruck ihres Geistes, dem wird der Jünger Comenius zu einem Führer auf dem Wege, den der gottgesandte Meister vorgezeichnet hat. Dass dieser Einfluss der vergangenen Gestalt unter uns bleibe und wachse, dass der Geist, die Gesinnung des Comenius unter uns gross und mächtig werde, das sei der eigentliche Zweck dieses Denkmals, und damit ich nicht dem vorgreife, was Ihnen aus berufenem Munde über die mannigfache Bedeutung des Bischofs, Denkers und Pädagogen zumal gesagt werden wird, lassen Sie mich nur in Kürze einiges von dem skizzieren, was mir als die Eigenart seiner Geistesrichtung erschienen ist.

Gerade unsere Zeit dürfte Anlass haben, von Comenius zu lernen, denn er hat geistige Richtungen in sich vereinigt, die heute auseinanderzufallen drohen, er hat die Einheit der Gesinnung besessen, welche ohne Widerspruch mit sich selbst die rechte Enge und Breite zu verbinden weiss. Es ist so bezeichnend das

Doppelamt, welches er hier in Lissa verwaltet hat als Geistlicher unserer Gemeinde, insonderheit ihres tschechischen Zweiges, und als Rektor ihres Gymnasiums. Nicht nur Kirche und Schule, sondern Religion und Wissenschaft, Frömmigkeit und Bildungsdrang, Seelsorge und Aufklärung sind in ihm vereint. Nach seinem eigenen Zeugnis hat er seine Werke über Lehrkunst und Erziehung „nicht als Pädagoge, sondern als Theologe“ geschrieben, damit „die Lämmer der Heerde Christi durch die Wohlthat der äusseren Bildung zu Höherem und Sicherem gefördert würden“. Als Theologe, als Geistlicher ward er zum Schulmann, auch als Schulmann blieb er Seelsorger, Seelsorger der Eltern, der Mütter zumal, denen er die Erziehung der Kleinsten so unvergleichlich ans Herz gelegt, Seelsorger der Kinder, denen er auch bei weltlichen Dingen ganz ungesucht mitzuteilen verstand aus dem Schatz seines frommen Gemüts. Lassen Sie mich von den vielen Beispielen dieser Art, wie wir sie besonders in jenem ersten Bilderbuch, dem Orbis pictus, besitzen, nur das eine anführen, wie er seine Beschreibung des Glockengusses schliesst mit den Worten: „die Glocke kennt man am Klang und das Herz, ob es aufrichtig sei in der Bitte zu Gott, wenn es angefochten oder versucht wird“. Der Mann, der aus dem „Labyrinth der Welt“ den Blick gewendet in das „Paradies des Herzens“, wo der lebendige Gott sich seinen Tempel zubereitet und Frieden, Trost, Herrlichkeit und volles Genüge spendet, derselbe Mann schweifte mit seinen Reformplänen weit hinaus in die Länder und Nationen und wollte in seiner „Pansophie“ eine Vorratskammer aller Weisheit schaffen und eine allgemeine beglückende Harmonie des Denkens und Wollens. Uns ist das Wort „Aufklärung“ fast etwas anrüchig geworden. Das häufige Vorkommen seichter anmassender Halbbildung, das Auftreten einer radikalen autoritätslosen Weltanschauung unter dem Deckmantel angeblicher Wissenschaft hat uns etwas scheu gemacht gegen die Bestrebungen zur Erweiterung der Volksbildung. Das ist begreiflich, aber doch wohl kleinmütig. Comenius hat ein unerschütterliches Vertrauen gehabt auf die Macht der Wahrheit, damit ist er zum Vorkämpfer der Bildung und zum Gegner jeglicher Gewalt auf geistigem Gebiete geworden. „Lehren, sagt er, bedeutet anleiten und dies bezeichnet eine milde liebreiche Handlung. Irrtümer sollen nicht mit Heftigkeit bekämpft werden, sondern alle Menschen sind zu ruhiger geduldiger Betrachtung der Wahrheit aufzufordern, damit dieselbe mit ihren tiefsten Wurzeln in sie eindringe“. Es war bekanntlich sein Wahlspruch: Omnia sponte fluant, absit violentia rebus („Alles fliesse von selbst, fern sei dem Treiben Gewaltthat“). So hoch wir die Häupter der Reformation stellen, nach dieser Hinsicht bedeutet Comenius einen nicht unwichtigen Fortschritt über sie hinaus. Er ist der Bahnbrecher der Gewissensfreiheit geworden,

welche die notwendige Konsequenz der Reformation war, aber eine Konsequenz, die von ihren Führern — unter der Nachwirkung mittelalterlichen Denkens — noch nicht bewusst gezogen worden war. Aus seiner Zeit, dieser Zeit wilder Kriege, starren Hasses, unversöhnlicher Gegensätze, hat er diesen Grundsatz nicht geschöpft, wohl aber aus der Überlieferung seiner engeren Gemeinde und vor allem aus der Tiefe seines Glaubens und aus der Erfahrung seines Lebens.

Nicht jeder hat den Beruf, in dieser Weise an der Vereinigung von Glauben und Wissen zu arbeiten, aber es giebt einen anderen Gegensatz, dessen Überwindung, dessen Vereinigung jedem einzelnen Menschen irgendwie zur Lebensaufgabe wird. Die Theorie ist hier weit leichter als in jenem Falle, aber die Praxis um so schwerer. Das ist die Verbindung von ernster sittlicher Zucht und brüderlicher Liebe. Unter das Bild des Comenius dürfen wir wahrlich das Wort setzen: Ein eng Gewissen und ein weites Herz. Ein eng Gewissen hat er gehabt vorab gegen sich selbst; in der Schule des Leidens geläutert, in der Selbstzucht geübt, ist er fast zu weltscheu, weltfremd geworden, nur seinen Aemtern und Studien obliegend, auch dabei noch oft in hartem Kampf die eigenen hochfliegenden Neigungen den Wünschen seiner Gönner opfernd, demütig seiner Irrtümer bewusst und noch im hohen Alter sich ihretwegen prüfend und richtend. Wer so Herr ist über sich selbst, der darf, der muss auch Forderungen an andere stellen. In allen Schriften, welche der Flüchtling an seine zerstreuten Volksgenossen richtete, geht sein Absehen, seine Mahnung auf Wiederherstellung der alten Zucht, deren Verlassen das Gericht Gottes über die Unität gebracht habe. Auch das geistige Amt hier in Lissa liess er sich übertragen mit der besonderen Weisung der Aufsicht über Lehre und Zucht, und wie er der hier sich neubildenden lutherischen Gemeinde in dem grundherrlichen Privileg, das, wenn nicht von seiner Feder geschrieben, so doch von seinem Geiste diktiert ist, eine ernste Kirchendisziplin zur Pflicht gemacht, so hat er in dem berühmten „Testament der sterbenden Mutter“ eine strenge Ordnung und Zucht als das Vermächtnis der Unität an den ganzen deutschen Kirchenbund bezeichnet. So manches von seinen Leiden, zumal von denen, die er hier in Lissa zu tragen gehabt, von den Anfechtungen über seine pansophischen Pläne scheint nach allem, was wir darüber wissen, weniger aus sachlicher als aus persönlicher Gegnerschaft geflossen zu sein, die ihm seine Strenge in Fragen der Disziplin eingetragen. Hierin hat der Vertreter der Unität eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Haupt der geistesverwandten, noch zu seinen Lebzeiten mit jener verschmolzenen reformierten Kirche, mit Calvin. Aber so gewaltig uns die unbeugsame Energie des Genfer Reformators erscheinen muss, der

keinem Sturm wankte, und alles, was er that, zur Ehre Gottes that, menschlich näher steht uns als ein Vorbild im Geiste Christi ein Comenius, der fern von jeder Vermischung weltlicher und geistlicher Gewalt auch die Zucht aufbaute auf die Freiwilligkeit, auf die freiwillige Zugehörigkeit zur Gemeinde, und sie verband mit einer unermüdlichen, niemals verzweifelnden Liebe. „O wie gern — ruft er in seiner Panergesie aus — wollte ich mit Mose aus dem Buch des Lebens ausgetilgt sein, wenn ich durch dieses Opfer für mein Volk, für die Menschheit die Gnade der allerbarmenden Liebe erlangen könnte!" Der Zucht hat er Schranken gesetzt, der Liebe nicht. Die Liebe hat ihn die grundsätzlich erkannte Gewissensfreiheit auch praktisch üben gelehrt. Sein Einfluss war es hier in Lissa, der den Grafen und Grundherrn bewog zur Aufnahme der Schlesischen Lutheraner, und es sind goldene Worte, die er, durch deren Ablehnung eines gemeinsamen Kirchensystems unverbittert, in jenes Privileg hineingesetzt hat: „Es sollen alle evangelischen Bürger wohlgesinnet gegen einander sein und sich als Genossen am Evangelio lieben. Ein jeder soll mit reinem Gewissen Gott nach den gewohnten Riten dienen und dem andern die Freiheit seines Gewissens belassen und alle sich befleissigen, gute Christen und friedliche, verträgliche Bürger zu sein." So brennend des Bischofs Liebe zu der eigenen kirchlichen Gemeinschaft war, deren Geschichte er durchforscht, deren Bekenntnis und Gesangbuch er herausgegeben hat, für deren zerstreute und verarmte Glieder er nicht müde geworden ist zu bitten und zu sammeln, so fern war er von konfessioneller Beschränktheit. An ihm können wir studieren das wahre Wesen der Toleranz, wie sie ist eine „nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus der tiefen Innerlichkeit des frommen Odems gewonnene Weitherzigkeit". Es war die Sehnsucht seines Herzens, an die er bereits hier in Lissa viel Kraft gesetzt hat, „die über verschiedene Glaubensartikel auf eine höchst schädliche Weise streitigen Christenparteien, wenn es Gott gefiele, zu vereinigen", und so wenig vermochten alle Enttäuschungen, die er hiermit erlebte, seine Liebe zu lähmen, zu brechen, dass er vielmehr in der Hoffnung, es möchte „leichter das Ganze als ein Teil geheilt werden", anfing, „jene Wünsche auf eine Versöhnung des ganzen menschlichen Geschlechts auszudehnen". So ist er geworden ein Apostel des Friedens in dieser Welt des Unfriedens, der „Priester der Humanität", als den ihn Herder gefeiert hat, der „Seelenhirte ohne Hass und Hader, von echtem Golde, nicht ein tönend Erz", wie er im Jahre 1892 besungen ward, „ein Mann der Sehnsucht", wie er sich selbst genannt hat, bis er einging in das Land der Sehnsucht, in das Reich, da, wie er hier über dem Totenbette Raphael Leszczynskis es verkündigt hat, „die ewige Sonne Jesus Christus leuchtet in Ewigkeit".

Sein Denkmal aber ist auch ein Friedenswerk, dem Mann, der nach eines Jesuiten Erklärung allen Christen zu Liebe geschrieben und der schon bei Lebzeiten unter allen Konfessionen Freunde und Verehrer gehabt, auf dem Grund und Boden seiner Kirche von dem Presbyterium seiner Gemeinde aber unter der Mithilfe von Gliedern der verschiedensten Konfessionen errichtet. Darum wenn ich nunmehr das Denkmal im Namen unseres Presbyteriums der Gemeinde übergebe, deren Seelsorger und Rektor er gewesen, der Stadt, in deren Mauern er seine Zuflucht gefunden und deren Ruhm er geworden ist, so kann es nur geschehen mit dem Wunsche, dass die Geistesrichtung und Gesinnung des Comenius, diese Einheit von Gottesfurcht und Bildungstrieb, diese Einheit von ernster sittlicher Zucht und brüderlicher, weitherziger, friedfertiger Liebe in unserer Gemeinde und in unserer ganzen Stadt fortdauern und wachsen möge von Geschlecht zu Geschlecht! Das walte Gott!

Der Briefwechsel des Comenius[1].

Von

Direktor Dr. **Reber** in Bamberg.

Schon in einer früheren Abhandlung aus dem Jahre 1892 habe ich bemerkt, dass man erst dann eine genaue vollständige Lebensgeschichte des Comenius abfassen kann, wenn uns all die Männer bekannt geworden sind, die im brieflichen Verkehre zu dem grossen Pädagogen und in litterarischen Beziehungen zu ihm standen. Mit Recht war hierzu der erste Schritt im Jahre 1892 durch die von der tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag erfolgte und von A. Patera besorgte Herausgabe eines Teiles der Briefe von Comenius und an Comenius, sowie anderer auf Comenius bezüglicher Aktenstücke geschehen. Da zur damaligen Comeniusfeier die Herausgabe allzu rasch geschehen musste, so zeigt der Druck dieser Stücke leider Spuren flüchtiger Arbeit. Kvacsala hat diese Korrespondenz (Jana Amosa Komenského Korrespondence Sebral a. k. tisku připravil A. Patera) in diesen Blättern (1. Jahrg. 4. Heft S. 289—291) einer kurzen Besprechung unterzogen und mit Beziehung auf sein eigenes Werk „J. A. Comenius, sein Leben und seine Schriften", das allen Comeniusfreunden als die bisher beste und inhaltreichste Lebensgeschichte des grossen Pädagogen bekannt ist, folgende Bemerkung angereiht: „Es sei mir auch erlaubt, auf dieses Werk hinzuweisen, in dessen Anmerkungen und Belegen von mir benutztes und im vorliegenden Buche nicht vorhandenes Briefmaterial angeführt wird, das unschwer einen zweiten, diesem ähnlichen, auch an Wert kaum nachstehenden Band füllen dürfte. Es gelang mir auch im letzten Sommer, diese Sammlung zu vervollständigen, so dass, wenn die Akademie in Prag bei ihrem Vorsatze bleibt, die Zusammenstellung eines zweiten Bandes nicht unmöglich werden wird."

Kvacsala hat sein Wort in glänzender Weise eingelöst, wenn auch die Ausgabe eines neuen Bandes der Korrespondenz und von Aktenstücken erst im Herbste 1897 erfolgen konnte. Was

---

[1]) Spisy Jana Amosa Komenského. Čislo 1. Korrespondence Jana Amosa Komenského herausgegeben von Dr. Johann Kvacsala, z. Z. kaiserlich russischer Professor an der Universität Dorpat-Jurjew. Auf Kosten der tschechischen Kaiser Franz Joseph-Akademie in Prag.

uns in diesem neuen Bande geboten wird, ist eine Fülle von Briefen und Schriftstücken, die dem von Patera herausgegebenen Bande an Umfang und Inhalt gleichstehen, ja in mancher Beziehung ihn übertreffen.

Kvacsala hat, um seine Schätze zu gewinnen, mehr als halb Europa durchwandert, und die Jahre 1896 und 1897 hat er fast grösstenteils im Auslande verweilt. Den Hauptteil verdankt er den unerschöpflichen Schatzkammern des britischen Museums, wo er namentlich der Handschriftensammlung Sloane viele wichtige Mitteilungen entnahm. Aber auch die Archive in Gotha, in Posen, im Haag u. s. w. boten ihm reiches Material, wie er auch alle in den älteren Drucken oft als Einleitung oder mitten im Texte abgedruckte Briefe mit Recht in die Sammlung aufnahm. So ist dieser neue Band der Korrespondenz eine wahre, hocherfreuliche Fundgrube, die allerdings noch nicht geschlossen ist, da Kvacsala in diesem Bande die Korrespondenz nur bis zum Jahre 1655 geführt hat,. während ein folgender Band für die noch übrige Lebenszeit des Comenius in der Bearbeitung steht.

Der vorliegende Band zählt 151 Nummern (zumeist Briefe, wenige Aktenstücke). Sie sind in den verschiedensten Sprachen gegeben, weitaus die Mehrzahl in lateinischer Sprache, einige in deutscher, einige, glücklicherweise wegen des allgemeinen Verständnisses wenige, in tschechischer Sprache, ein paar in französischer, in englischer und in magyarischer Sprache. So ist es auch einem der tschechischen Sprache Unkundigen möglich, ein Urteil über die Arbeit zu fällen, wenn auch die jedem Stücke vorgesetzte kurze Einleitung, manchmal auch eine noch kürzere Schlussbemerkung, mehr zu erraten als zu verstehen ist.

Es möchte auf den ersten Blick scheinen, als ob die Bedeutung der Sammlung wegen der geringen Anzahl der Briefe des Comenius selbst — es sind 24 — wie auch wegen der noch geringeren an Comenius — deren es 19 sind — nicht durchschlagend genug ist. Aber gerade hier gilt der Spruch: Nicht zählen, sondern wägen. Denn ganz abgesehen davon, dass diese beiden Arten von Briefen dem Umfange nach den grössten Teil des Bandes bilden, ist ihr Inhalt von der höchsten Bedeutung. Der eine Brief (Nr. 120) von Comenius an den Mecklenburger Professsor Petrus Colbovius in Gadebusch, eine Antwort auf dessen deutsch abgefasstes Schreiben (Nr. 114), umfasst allein zwanzig Seiten. Der Inhalt ist eine Verteidigung und ein Selbsturteil über die von Comenius unmittelbar mit dessen Methodus linguarum novissima herausgegebenen Schulschriften des (2.) Vestibulum mit Lexicon Vestibulare, Grammatica Vestibularis und Informatorium, und der (2.) Janua samt dem dazu gehörigen Lexicon und der Grammatica. Es ist ein hoher Genuss, den Autor der Methodus linguarum novissima über sich und sein Werk urteilen zu hören,

schon deshalb, weil man auch aus diesem Briefe die grosse Belesenheit des Comenius ersehen kann.

Ein hohes, psychologisches Interesse bieten aber die beiden Briefe an den ehemaligen lutherischen Danziger Geistlichen Bartholomäus Nigrinus, mit dem vereint Comenius an der Wiedervereinigung oder vielmehr an dem Ausgleiche der drei in Polen damals gleichstarken Religionsgesellschaften, der Lutheraner, der Reformierten, an die sich die mährischen Brüder anschlossen, und der Katholiken, auf den verschiedenen Religionsgesprächen (colloquia charitativa) arbeitete. Nigrinus war, nicht ohne materielle Vorteile zu suchen und zu gewinnen, zu den Katholiken übergetreten. Namentlich der erste Brief (Nr. 85) aus Danzig vom 20. April 1643, acht Druckseiten umfassend, zeigt uns Comenius als gewandten dialektischen Theologen, der auch die Waffen seiner Gegner genau kennt, der des Bellarmin Schriften so gut gelesen hatte, wie er die Verhandlungen des tridentinischen Konzils nach Carranzas Werk inne hat. Es schadet auch nichts, dass der bereits in den Monatsheften der C.G. (Jahrg. 1893 Heft 3 S. 69 f.) abgedruckte Brief des Comenius an Valentin Andreae wieder zum Abdruck kommt, in dem Comenius so warm seine pansophischen Studien und Schriften verteidigt, und worin er sich als Glied jener Kirche bezeichnet, „die andere zu verdammen nicht gelernt hat, da sie sich begnügt, an ihrem eigenen Heile in Furcht und Zittern zu arbeiten, jener Kirche, die ihre Reformation nicht von Luther oder Calvin, sondern von Huss hundert Jahre vorher begann, die aber nur deshalb nicht ganz mit der Eurigen verwuchs, weil Ihr von Anfang an bald Euch losreissen liesset, indem Ihr nicht auf Herstellung der Zucht und auf Einführung eines wahrhaft christlichen und sanften Lebens, sondern auf die Hitze der Streitigkeiten erpicht seid.“ Comenius, der Bischof der mährischen Brüder, konnte dem Valentin Andreae gegenüber mit Recht so reden, war ja selbst der sonst so streng lutherische V. Andreae ein Bewunderer calvinistischer Kirchenzucht. Es fehlt uns leider die Antwort des Andreae auf diesen Brief, die, wie wir aus einem Briefe Hesenthalers (Nr. 104), der den Comenius in Elbing besucht hatte, ersehen, durch Hesenthaler veranlasst wurde. Andreae hatte sich wegen einer gefallenen ungünstigen Äusserung über die pansophischen Arbeiten entschuldigt, und Comenius erwidert darüber in der Freude seines Herzens, dass die Veröffentlichung seines Prodromus pansophiae ohne seinen Willen in England geschehen sei. „Hinc in scenam pertracti et fabula vulgi facti sumus.“ Zugleich mahnt Comenius den Andreae, seinen Theophilus ohne alle gehässigen Bemerkungen herauszugeben.

Nicht unwichtig sind des Comenius Briefe an Hartlieb (43, 143, 144 und 145). Der erste — halb deutsch geschrieben —, vom Jahre 1638, als Comenius sich gerade in Frankfurt a. d. O.

befand, spricht von dem verfallenen Kirchen- und Schulenstand in Frankfurt, namentlich von dem Hinsiechen des Joachimsgymnasium. Freundlich lautet ein ebenfalls deutsch geschriebener Brief (Nr. 44) an Joachim Hübner, worin Comenius die Hoffnung ausspricht, dass der Kurfürst von Brandenburg strenge Kirchenzucht (disciplina Ecclesiastica) bei Lutheranern und Reformierten einzuführen suche. Kaum aus Ungarn nach Lissa zurückgekehrt, schreibt er nicht ohne Stolz (Nr. 143) am 3. Juli 1654, dass er, Duräus und ein Ungenannter, als geschworene Feinde des Kaisers in Ungarn betrachtet würden. Inhaltreich ist der Brief (Nr. 145) an Hartlieb, da in diesem Comenius, noch ganz erfüllt von den Visionen des Kotter und des Drabik, die Herausgabe der lux in tenebris eingehend bespricht, von der er eine Abschrift bereits dem siebenbürgischen Fürsten Racoczi, eine zweite dem polnischen Fürsten Radzivil (Nr. 146) eingehändigt hätte. Auch der folgende Brief an Hartlieb (Nr. 146) bespricht Visionen eines Melisch, die auf England und Holland Beziehung hatten.

Ein Bruchstück aus einem Brief an Stuck (Nr. 150) ist für die Lebensgeschichte des Comenius besonders wertvoll, weil es Nachricht gibt, dass Comenius auch in Marburg einige Vorlesuugen der dortigen Professoren Goclenius und Combachius — sed in transitu tantum — hörte. Seine Studienzeit gibt er in diesem Bruchstücke ganz genau an: Sedes studiorum meorum fixa fuit Herbornae per biennium (anno 1611 et 1612), postea Heidelbergae anno 1613 et 1614. Ibi praeceptoribus usus Piscatore, Ravenspergero, Alstedio, Gutberletho; hic Pareo, Copenio, Altingio, Sculteto, lauter wohlbekannte Herborner und Heidelberger Namen.

Bieten so die, wenn auch wenigen, Briefe des Comenius selbst schon eine Fülle von neuen Aufschlüssen, so sind nicht minder die Briefe an Comenius von hoher Bedeutung. An erster Stelle möchte ich die Briefe des Joachim Hübner, mit seinem lateinisierten Namen Fundanius genannt (fundus = Hube), wie ihn auch Comenius in seinen Briefen abwechselnd nennt, hervorheben, weil in der jüngsten Zeit gerade diese Persönlichkeit mit Recht mehr und mehr hervorgehoben wird. Schon früher, nachweislich zuerst im Jahre 1636, trat er in Beziehung zu Comenius, von dem er, wie wir aus früheren Publikationen wissen, als collector sagacissimus bezeichnet worden war. Schon ehe Comenius den englischen Boden betreten hatte, war der gewandte Hübner in Holland, dann in England, namentlich in Oxford und hierauf in London beschäftigt, die dortigen Bibliotheken zu wissenschaftlichen Sammlungen auszunützen. Staatswirtschaftliche, historische und ethische Fragen im Sinne damaliger Zeit beschäftigten ihn schon, wie wir hören werden, von früher Zeit an ganz besonders. Das ist auch der Grund, warum er nach seinen Reisen in Frankreich und Italien vom Grossem Kurfürsten an den Hof als Rat und

Historiograph berufen wurde. Mit Recht haben die Monatshefte (Jahrg. 1896, 1. u. 2. Heft S. 64 f.) auf die Bedeutung dieses Mannes hingewiesen.

Die Briefe des Hübner an Comenius sind ein neuer Beweis seiner Tüchtigkeit. Sie zählen zu den hervorragendsten Stücken der ganzen Sammlung.

Hartlieb, der Freund des Hübner, hatte diesem die ersten pansophischen in England gedruckten Abhandlungen und Schriften des Comenius vorgelegt und ihn aufgefordert, Mitarbeiter des Comenius am pansophischen Werke zu werden. Comenius muss ihn auch als solchen erbeten haben. In einem Schema memoriale (Nr. 47), 9. Oktober, gibt Hübner die einzelnen Punkte an, wie er die Pansophie bearbeitet wünscht. Darauf folgt ein erster Brief (Nr. 48), worin Hübner ablehnt, zur Zeit zu Comenius zu kommen. Er könne sich noch nicht binden, auch sei die Aufgabe der Pansophie noch nicht klar genug gestellt, diese bedürfe noch reiflicher Überlegung, die bisherigen pansophischen Schriften seien nicht zu fürchten. Denn je später die jetzt geplante erscheine, desto mehr würde sie alle übrigen an Gründlichkeit überragen. Sorellus, der sich mit seinem Allwissen (universali scientia sua) gerühmt habe, habe durch seine hochtönende Versprechung sehr enttäuscht. Descartes, ein so bedeutender Mann (ingenii et modestiae summus), habe richtiger gehandelt, sich auf die Betrachtung der Natur zu beschränken. Jonston sei durch seine Kenntnis der Universalgeschichte ein tüchtiger Mitarbeiter. Er selbst aber wolle den Entwurf dieser Universalgeschichte für die Pansophie, wenn er ihn fertig gestellt habe, dem Comenius senden.

Ein zweiter grösserer Brief des Hübner an Comenius (Nr. 55), vom 18. Januar 1639, die Antwort auf einen uns leider nicht erhaltenen oder noch nicht aufgefundenen Brief des Comenius, geht noch deutlicher auf die ganze Anlage der Pansophie des Comenius ein, der er nicht seinen vollen Beifall schenken kann. Hübner erörtert folgende Fragen: 1. Was ist der richtige Stoff unserer Erkenntnis, oder was kann von dem Menschen gewusst werden. 2. Durch welche Mittel kann es gewusst werden. 3. Wie kann, wie muss es durch diese Mittel gewusst werden. 4. Wie lässt sich das so Erkannte am vollendetsten zergliedern. Hübner gewinnt so eine Vierteilung der pansophischen Anlage, statt der Komenischen Dreiteilung. Stoff des Wissens ist ihm das ganze Weltall, der Schöpfer und die Geschöpfe. Die Mittel zu diesem Wissen sind ihm eigene Beobachtung und Erfahrung oder Mitteilung anderer (observatio et experientia vel recipienda alterius traditio). Mitteilungen empfangen wir von Unseresgleichen (den Menschen), von den Engeln, von Gott. Zu diesen fügt Gott noch die übernatürliche Erleuchtung (supernaturalis inspiratio et revelatio). Die eigene Beobachtung beruht auf dem natürlichen Instinkt, auf

der Sinnesauffassung, auf der Vernunft. Demgemäss gäbe es eigentlich drei Mittel der Erkenntnis, nämlich eigene Forschung, Bericht anderer, göttliche Enthüllung. Auch bezüglich des vierten Punktes, hinsichtlich der Anordnung der Pansophie, weicht Hübner von Comenius ab. Comenius lässt der Pansophie nur als Dienerin die Historia und die Pandogmatia folgen. Hübner will drei getrennte selbständige Teile, Pansophia, Historia und Philologia, wobei natürlich wie bei Comenius der Begriff der Historia ein allgemeiner ist, der auch die historia naturalis umfasst. Auch der Begriff Philologia ist ein allgemeinerer, er solle zugleich eine Chrestomathie aus möglichst vielen Schriften bieten, „inter alia et illam artificiosam magnorum voluminum abbreviationem continebit, quam ut necessarium studiorum nostrorum subsidium alicubi in Didactica Magna desiderasti“. Mit Recht bemerkt Hübner gegen den Schluss des längern Briefes: „Je mehr und mehr ich die überwältigende Fülle (molem) der Pansophie erwäge, desto grösser und endloser erscheint sie mir, so dass sie selbst hundert der auserlesensten Geister mehre Jahre hindurch beschäftigen würde, ehe sie zum Ziele geführt würde, geschweige denn, dass sie von zweien, denen, gesetzt auch sie haben das Übrige, doch sicher die Musse und die nötigen Vorkehrungen und Hände fehlen, innerhalb weniger Jahre vollendet werde.“ Hübner klagt auch, dass den Versprechungen der Engländer, das pansophische Werk durch Geldmittel zu unterstützen, so wenig die That folge, da der Leute Knauserigkeit und Filzigkeit (tenacitas et sordes) in diesem sonst so reichen Lande so gross und der Wohlthätigkeitssinn auf alles andere eher als auf Förderung der Wissenschaften sich wende.“

Leider kennen wir die Antwort des Comenius auf diesen zweiten so wichtigen Brief nicht. Aber bald folgte ein dritter Brief Hübners an Comenius (Nr. 56), in dem Hübner immer weiter sich von den Anschauungen des Comenius entfernt. Er fürchtet für das ganze Werk, da es namentlich von mehrfacher Seite Gegner finden werde. Er zeichnet diese Gegner, unter denen sicher auch Theologen waren, mit den Worten: „Nichts ist unfreundlicher und unduldsamer, als dieses Geschlecht der Menschen. — Es fehlt ihnen nur die Macht der Päpstlichen, sonst würden wir in kurzem eine grausamere Inquisition wie die spanische sehen.“ Gegen diese Unduldsamkeit könne man schwer aufkommen. Auch durch eine weitläufige Auseinandersetzung seiner pansophischen Pläne werde Comenius nichts erreichen. Das Beste wäre jetzt, alle die pansophischen Studien und Arbeiten zu sammeln, reinzuschreiben und wohlverwahrt für eine bessere Zeit aufzuheben. Nach dem von Comenius abgefassten Umrisse des Werkes (Sciagraphia) zu urteilen, würde das Werk nur ein Rationarium universale, das nur die allgemeinsten Begriffe umfasse, das nur für den Gelehrten, nicht aber für Lernende bestimmt sei. Eine

Sciagraphie, wie er sie im Sinne habe, dürfe nicht bloss die Beschaffenheit des Werkes angeben, sondern müsse gleichsam das Mark und das Fundament des Werkes enthalten. Diesem Umriss (Sciagraphia) sollten dann in einigen Jahren die drei grossen Universalwerke: die Pansophie, dann die Panhistorie, zuletzt die Panbibliographie oder Philologie folgen. Die Pansophie ist die möglichst bestimmt gefasste und geordnete Darlegung aller allgemeinen und abstrakten Wahrheiten mit all ihren möglichen Anwendungen auf die Wohlfahrt des menschlichen Lebens; die Panhistorie die volle, genaue und dem gemessenen Faden der Zeit überall folgende Beschreibung aller besonderen von Gott, den Engeln, der Welt und den Menschen seit Beginn der Schöpfung bis auf unsere Tage geschehenen Dinge; die Panbibliographie oder Universalphilologie endlich erstlich die sorgfältige Aufzählung und Kritik aller allenthalben bei allen Völkern und Sprachen heutzutage vorhandenen Bücher zuerst nach dem Alter der Schriftsteller und der Zeit ihrer ersten Ausgabe, dann auch nach der Ordnung der Stoffe, zweitens deren bequeme und kurzgefasste Erklärung, endlich ein gewissermassen kunstvoller Auszug aus allem diesem. Würden diese Werke noch nicht genügen, so könnten in späterer Zeit Appendixe und Kommentare folgen, die dann auch in der Folgezeit fortgesetzt werden müssten, damit das Werk für alle Zukunft Bedeutung habe. Hübner bemerkt mit Recht: „Talia sperare magnum quid, fateor, operosum est; aggredi et perficere multo operosius. Sed aut talia tentanda et eo, quo dixi, ordine exequenda sunt, aut res literaria in eo, quo nunc est, statu relinquenda.“ Hübner empfiehlt dem Comenius zum Schlusse, er solle nur fleissig an der Physik und Metaphysik arbeiten.

Die Antwort des Comenius auf diesen hochbedeutsamen Brief fehlt uns gleichfalls. Aber dass eine erfolgt ist, wissen wir aus einem vierten Briefe des Hübner, gleichfalls aus dem Jahre 1639, wahrscheinlich April oder Mai. Comenius hatte Hübner zu einer Besprechung über die pansophischen Arbeiten auch mit andern nach Hamburg eingeladen. Hübner antwortet mit einem entschiedenen Nein. Dazu rate ihm die Stimme der Vernunft, da eine solche Besprechung zwecklos sei. Niemand habe ein bestimmtes Programm zu einer solchen Besprechung. Und wenn auch Comenius treffliche Gedanken entwickelt habe, man fände nicht solche, die genügten, ein richtiges Urteil über seine Pläne zu bilden. Jeder käme zur Besprechung mit eigenen Gedanken. Eine einfache Zustimmung zu des Comenius Gedanken sei eben unzulässig oder heuchlerisch. „Ein Teil, der deinem Scharfsinn allzusehr vertraut, wird alles zu billigen scheinen und überall deine Partei ergreifen, auch wenn er ganz anderer Meinung ist — ein Teil hingegen wird darin Ruhm suchen, wenn er auch deinen klarsten und augenscheinlichsten Erörterungen nicht geradezu ohne Tendenz (ich lese absque ratione statt abs ratione)

widersprechen kann. Die Klügeren, um nicht geradezu stumm zu scheinen, werden loben, was kein Vernünftiger mit Recht tadelt, sie werden das mit ihrer rügenden Bemerkung belegen, an dessen Änderung oder Belassung wenig liegt.“ Eine grosse Versammlung von Männern zur Beratung über die Pansophie nütze daher nichts, keiner traue so recht dem andern. Eigentliche Freunde ausser Duraeus, Hartlieb und Morian könne er nicht nennen, diese, da deren Thätigkeit auf anderem Boden liege, kämen aber nicht. Ja es stände zu befürchten, dass eine grössere Versammlung den Argwohn der Behörden errege, die in einer solchen Versammlung fast revolutionäre Bestrebungen auf dem Schulgebiete befürchten. Ebenso sei die Eifersucht der Lehrer selbst zu besorgen. Käme aber kein richtiger Beschluss der Versammlung zustande, dann verfalle man der Lächerlichkeit. „Soll nun bei solcher Erwägung“, fährt Hübner weiter fort, „noch irgend ein Verlangen nach einer Zusammenkunft bleiben? Schauder erfasst mich, wenn ich nur an den unglücklichen Namen (conventus) denke, und auch du, glaube ich, wirst nicht weiter darnach Verlangen tragen. — Bedenke, Comenius, was wir zu beginnen suchen, wir wollen der wahren und allseitigen Wahrheit durch Convente aufhelfen. Diese sind ein weltlich und fleischlich Werk und den zu behandelnden derartigen Angelegenheiten entgegengesetzt. Jene (die Wahrheit) ist etwas göttliches und himmlisches, und wird nur auf solche Weise erworben. Quell der Wahrheit ist Gott selbst und sein Geist.“ Comenius solle an der Pansophie, wie einst an der Janua arbeiten. Still, aber mit einer Arbeit aus einem Gusse. Gleichwohl wolle er seine Bemerkungen über die Didactica Magna und andere Schriften des Comenius später mitteilen. Comenius solle unterdessen allein eifrig arbeiten.

Auch auf diesen Brief ist uns des Comenius Antwort nicht erhalten. Aber Hübner, der unterdessen durch Haak einen an diesen von dem französischen Ordensgeistlichen Marin Mersenne, dem bekannten Freunde und Verteidiger Descartes, geschriebenen Brief (Nr. 61) erhalten hatte, beeilt sich, Abschrift dieses Briefes dem Comenius zugleich mit einem fünften Briefe mitzuteilen. Mersenne erbietet sich in uneigennützigster Weise, dem Comenius die gesamte, auf die mathematisch-physikalischen Wissenschaften bekannte Litteratur zur Verfügung zu stellen. Hübner lobt in seinem eigenen Briefe den edlen duldsamen Mersenne, geht dann aber auf die Besprechung der Didactica Magna des Comenius über, deren Inhalt er sich anders gedacht habe, als er zuerst nur die Kapitelüberschriften kennen lernte. Er gesteht, dass der Inhalt der Didactica ihn enttäuscht habe. Schon der grossartige Titel omnes omnia docendi artificium entspreche nicht dem Inhalt. Diese Kritik der Didactica von einem Zeitgenossen ist höchst merkwürdig und nach meinem Gefühle, trotz aller Verehrung für Comenius, nicht ganz ungerechtfertigt. Ich setze einige der Aus-

setzungen in ihrem Wortlaute bei: „Ipsum quippe Doctorum munus, prora et puppis totius libri, minime ita est explicatum ut illis solis praeceptis subnixus subire illud tuto audeat.“ — Ferner: „Principio nullus in toto opere (in quo alioqui nil diligentius urgetur) certus apparet rerum ordo et dispositio, nulla sub initium libri totius operis in membra sua partitio, nulla per totum concinna partium connexio.“ Hübner tadelt die nicht zu bestreitenden Weitläufigkeiten und Wiederholungen, so namentlich im 11., 16., 17., 18. und 19. Kapitel, wo die Fehler der Schulen und die Mittel dagegen immer wieder aufs Neue vorgebracht werden. Das dreizehnte Kapitel, das die Notwendigkeit der Ordnung in der Schule beweisen soll, wird auch der überflüssigen Vergleichungen und Beispiele wegen getadelt. Er rät entschieden ab, diese Didactica als einen ersten Teil der Pansophie voranzusetzen. Sie ständen auch inhaltlich miteinander im Widerspruche. Sein abfälliges Urteil entschuldigt er mit des Tacitus Worten: „pessimum inimicorum genus laudantes.“ Auch an dem Prodromus der Pansophie tadelt Hübner die Vergleichung mit dem visionären Tempel des Hesekiel. Selbst der wirkliche Bau des salomonischen Tempels lasse sich mit dem Aufbau eines litterarischen Werkes nicht vergleichen. Dort kenne man genau, ehe man beginne, das benötigte Material nach Mass und Stoff; hier wisse man beim Beginne noch lange nicht den gesamten Stoff und dessen Ausdehnung. So kann Hübner mit Recht diesen ausgezeichneten Brief mit den Worten schliessen: Imo, ut paucis absolvam, non video, cur leges scribendi operis Pansophiae a Templi illius delineatione adeo rigide petere velimus. Nimium enim quantum interest inter aedificii exstructionem et compositionem libri. Neque persuaderi possum, quae de Templi instauratione ibi loquitur Propheta, ea ad ullum librum humanis laboribus scribendum tradi voluisse. Qui ex allegoriis sapere potest, per me sapiat. Ego certissimis experimentis indies experior, nisi ex proprietatibus et effectibus suis adeoque a posteriori se nobis res quaelibet aperiat, de illius cognitione (quatenus sub investigationis humanae vires cadit, nam a priori nos vere docere solus ille potest, qui omnia effecit) prorsus esse desperandum. Similia quidem, tametsi ut lumina orationis cum judicio adhibita magni facio, ultra hunc tamen in sermone usum haud citra veritatis injuriam extendi posse arbitror. Eorum ipsorum ibidem nimiam accumulationem lectori docto indoctoque plus taedii afferre quam jucunditatis etc. Dass eine fortgesetzte Häufung von Gleichnissen ermüdet ohne zu belehren, sah Hübner mit Recht als einen schriftstellerischen Fehler des Comenius, obschon dieser sie mehr als Syncrisis als ein wissenschaftliches Beweismittel betrachtete. In der That weiss ich neben Comenius keinen andern als Jean Paul, der allerdings noch ausgedehnter sich dieses Mittels in seinen Schriften bediente.

Es fehlt uns die Antwort des Comenius auf diesen kritik-

reichen Brief. Der folgende sechste Brief des Hübner (Nr. 66) vom 21. Februar 1640 wendet sich zunächst einem anderen Gegenstand zu, von dem Hübner schon 3 Jahre vorher, wie wir hören werden, Andeutung erhielt und über den die Monatshefte (Jahrg. 1896, Heft 7 und 8) schon eine ganz kurze Mitteilung gaben; dieser Gegenstand ist von höchstem Interesse. Comenius hatte nach London mitgeteilt, dass er das Problem des Mobile perpetuum gelöst habe oder dass er der Lösung nahe sei. Schon seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts, seit Bacon of Verulam, spielte die Erfindung des Mobile perpetuum eine Rolle, und viele hatten die abenteuerlichsten Versuche, dieses Wunderwerk zu schaffen, angestellt. Dass auch Comenius an diese Arbeit ging, zeigt uns ihn als Kind seiner Zeit. Hübner drückt gleich am Beginne des Briefes seine hohe Freude über die von Comenius, wie er glaubt, bereits gemachte Entdeckung aus. Fast wäre Hübner selbst zu Comenius geeilt, die Entdeckung zu verwerten, d. h. nach seinen Angaben die Maschine mit Hilfe des Hartlieb herzustellen, zieht es aber doch vor, statt selbst zu gehen oder einen Boten zu schicken, von Comenius so geheim wie möglich eine genaue Beschreibung der Maschine brieflich zu erbitten, zu der er geheime Zeichen geben solle. „Non exigimus vero integram quam promittis specialem illius historiam. Sufficiet nobis instruendis breviter et distincte descripta machinae totius structura, magnitudo, partes, materia et quae reliqua huc requiruntur. Id vero quo magis citra periculum omne a te fiat, id a te observari non incommodum fuerit ut aliis literis descriptionem, aliis diagrammata (certis in notis ibi applicata) includas ac in ipsa descriptione quae plurimum ponderis continebit, vocabula solitis tibi in eo genere occultis characteribus exprimas.“ Wir sehen auch hieraus, dass sich Comenius öfters einer Geheimschrift bediente. Hübner bemerkt, dass eben in London von den geschicktesten Mechanikern die Maschine so geheim hergestellt werde, dass jeder nur je einen Teil davon anzufertigen habe. Comenius solle hierüber nur das tiefste Stillschweigen beobachten, damit seine Erfindung Jedermann entginge, der ihm etwa den Nutzen wegschnappen wolle. Habe man dann durch Herstellung grösserer Maschinen alle Schwierigkeiten überwunden, dann könne ein unermesslicher Gewinn nicht fehlen — de infinito lucro ne dubitandum quidem est — sofern Gott es so wolle. Des Comenius liebenswürdige Antwort auf seine freimütigen Äusserungen in seinem letzten Brief habe ihn hoch erfreut. Diese aufrichtige Liebe freue ihn mehr, als die höchste Gunst und Gnade bei den mächtigsten Fürsten der Erde. Hübner freut sich auch berichten zu können, dass er den Baron Herbert persönlich kennen gelernt habe. Ebenso hätten ihn Abhandlungen des Lange in Hamburg sehr erfreut, der gegen des Aristoteles Schriften auftrete. Mersenne habe er den von Comenius geschriebenen Brief übersandt. Vechners, des bisherigen Mitarbeiters des Comenius, Eitelkeit sei

ihm erklärlich, seit er ihn persönlich kennen gelernt habe. Er selbst wünsche sein eigenes bescheidenes Wissen neidlos den Übrigen mitzuteilen. Seine Hauptstudien bezögen sich jedoch auf Staats- und Nationalwissenschaft (ad regimen et conversationem societatis humanae — ad quorum diligentiorem culturam non educationis mea ratio ac majorum exempla, sed ipsa genii vis jam a puero me impulit maximopere incitata), ein deutlicher Beweis, dass sein Vater wie seine Vorfahren eine Beamtenstellung inne hatten, die ja auch Hübner später am brandenburgischen Hofe bekleidete.

Auch auf diesen Brief fehlt uns die Antwort des Comenius. Dass eine solche erfolgte, wissen wir aus dem folgenden siebenten Briefe des Hübner (Nr. 68) vom 23. Oktober 1640. Sie hat den Schreiber sichtlich erfreut, denn schon die Aufschrift lautete: Virorum optimo J. A. Comenio. Die gegenseitige Verstimmung wegen Hübners scharfen Urteiles über des Comenius Didaktik und Prodromus war, wenn sie überhaupt lange vorhanden war, demnach vollständig geschwunden. Nachdem in der Einleitung Hübner wiederum über die Knauserigkeit der Engländer klagt (Quantumcunque machinarum, ab optimo nostro Hartlibio magnis illis patronis adhibitum fuit, ne teruntium quidem loculis eorum extundere potuit), antwortet er auf die Vorschläge des Comenius bezüglich der Vollendung der Pansophie. Von den drei Wegen, dass entweder Comenius in seiner Weise allein das Werk fördere, oder dass ihm Hübner in der Vollendung einzelner Teile oder selbständig helfe, oder dass eine Gesellschaft sich hierzu auf einer Grundlage vereinige, ist Hübner für den ersten Weg. Comenius solle allein arbeiten und nicht mehr einen Abriss der Pansophie geben, sondern wenigstens einen Teil dieser vollständig bearbeiten, ut integrum aliquod quanquam molis perquam exiguae systema conficias. Man müsse der Erwartung des Publikums mit einer derartigen Veröffentlichung entgegenkommen. Comenius habe die volle Befähigung dazu, wie seine Schriften wie auch seine Didaktik trotz mancher Mängel gezeigt habe (ipsaque didactica tua quanquam minimum cultus a te adepta, materiae tamen soliditate omnibus huius farinae libellis plurimum antecellit). Comenius könne leicht einen Ramus, Keckermann, Alsted und andere übertreffen, so dass er als Pansophus et universalis sapientiae genuinus doctor erscheine. Es folgen weitere Lobsprüche über des Comenius schriftstellerische Vorzüge, die wie eine Entschuldigung wegen der früheren Bemerkungen sich lesen. Hübner wünscht, dass Comenius nicht eine zu starre Methode und Anlage verfolge, sondern alle seine Gedanken zum Besten gebe. Zweitens wünscht er, Comenius solle vor der Veröffentlichung ihm und Hartlieb alles Geschriebene mitteilen. Sie würden selbst für den Druck sorgen, Comenius brauche übrigens nicht, wie es bei seinem Prodromus geschehen,

eine nicht gewollte Veröffentlichung zu fürchten. Hübner entschuldigt sich ferner, dass die unbedeutende Schrift Stoughtons Felicitas Ultimi Saeculi nach dessen Tode erschienen sei. Hartlieb wollte ihre Herausgabe verhindern, aber der Buchhändler wollte die schlechte Abschrift unbedingt drucken, so dass Hartlieb sich genötigt sah, aus der in seinem Besitze befindlichen Handschrift des Stoughton den Druck zu korrigieren. Seltsamer Weise ist in diesem Briefe vom Mobile perpetuum nicht mehr die Rede. Aber eigentümlich ist, dass Hübner, der doch des Comenius angebliche Erfindung so geheim gehalten wissen wollte, dennoch darüber unterm 19. März 1640 in einem Briefe an Gronovius (Nr. 67) Andeutungen macht: „De Comenio iterum diu nihil audivimus; causam vero ejus non ignoramus, quae est studium ejus et cura circa absolutionem insignis cuiusdam inventi, quod pronuper, post multorum (!) annorum inquisitionem ad aliquam certitudinem deduxit. Quod quale sit sine permissu Authoris enunciare nobis non licet. Ubi constiterit nobis, omnes ejus difficultates perrupisse, tu primus eris, in quem gaudium nostrum effundamus. Res enim, quam agitat, ejusmodi est, qua non minor orbi mutatio, quam per acus nauticae, typographiae et pulveris tormentaris inventa induci possit."

Noch ein weiterer achter Brief (Nr. 75) von Hübner an Comenius ist vorhanden und zwar vom 27. November 1640, der eine Fülle bedeutender Bemerkungen enthält. Zuerst, dass Hübner bereits zum grossen Teile eine Abhandlung über die Pansophie verfasst, dass er sie aber beiseite gelegt habe, da es besser gewesen wäre, Materialien hierfür zu sammeln. Eine andere Abhandlung aber habe er für Baron Herbert verfasst, eine Kritik seiner Schrift De veritate, wobei er seine abweichende Meinung schlau durch Lobsprüche verhüllt habe, um die Empfindlichkeit des Barons nicht zu verletzen. Ferner habe er in einem litterarischen Streite zwischen Mersenne und Robert Fludd zu Gunsten Fludds sich in einem Briefe an Mersenne ausgesprochen, der, wie er vermute und aus einem andern Beispiele — es handelte sich um eine stigmatisierte Jungfrau — entnehme, ihm deshalb nicht zürnen werde. Hübner berichtet ferner, dass er mit Salmasius jüngst in freundschaftliche Beziehung getreten sei, dem er den Auszug einer weitläufigen englischen Abhandlung über die apokalyptische Zahl, die sich auf das Papsttum bezöge, senden wolle. Er habe ihn bereits ersucht, eine Abhandlung über Art des Studiums der hebräischen, griechischen und lateinischen Litteratur von den frühesten Zeiten an zu verfassen. Würde Salmasius sich dazu entschliessen, so hätte dies mehr Wert, als die Arbeiten der Schulmeister von ganz Europa. (Hoc argumentum si cura sua dignum duxerit tantus vir, plus sane ab eo uno ad verae didacticae rationem collatum fuerit, quam ab omnium Europae Ludimagistrorum junctis operis.) Ferner habe er eine Abhandlung über den Nutzen

eines allgemeinen Korrespondenzblattes oder Korrespondenzbureaus verfasst exercitatio de ingenti utilitate, quam ex amplo aliquo commercio literario (barbari correspondentiam vocant) magni in aulis et rebuspublicis viri prae caeteris mortalibus decerpere possent. Ja er habe im Sinne, diese Schrift noch zu erweitern, um den Nutzen eines solchen Korrespondenzbureaus auf die Allgemeinheit auszudehnen. Wir wissen aus früheren Veröffentlichungen von Alfred Stern und von Althaus, dass Hartlieb diesen Gedanken mit besonderer Lebhaftigkeit erfasste und, trotzdem Comenius sich ablehnend dagegen verhielt, auch durchführte, so dass er den Titel The great intelligencer of Europe erhielt. Hübner teilt jedoch mit, dass er die Schrift in gratiam summi cujusdam viri verfasst habe, ohne dessen Namen zu nennen. In der Geschichte des Zeitungswesens verdient diese Briefstelle sicher Erwähnung, es wäre auch sehr wünschenswert, wenn die hier erwähnte Schrift Hübners aufgefunden und veröffentlicht würde. Hübner nennt diese gelegentliche Abhandlung die bedeutendste von allen, die er bisher geliefert hat. Hübner fährt in dem Briefe weiter, Comenius solle nur die Idee des Mobile perpetuum (im Texte steht, ob richtig? perpetuum motum) und der Pansophie weiter verfolgen. Zugleich bemerkt er, dass er selbst wenig für die Pansophie arbeiten könne, scio atque in dies magis magisque experior, quanto facilius sit vovere et suadere tam grandia quam praestare. Übrigens nütze auch ein Bund von Gelehrten nichts zur Förderung des Werkes, wenn nicht der heilige Geist der Eintracht sie leite. Als Gegner des Aristoteles neigt sich Hübner, wie er angibt, der mystisch (neu) pythagoeisch-platonischen Philosophie zu, von der auch er, wie es schon seit den Tagen der Kirchenlehrer Augustinus und Hieronymus der Fall war, annimmt, dass sie von den Hebräern stamme, wie er auch glaubt, dass Descartes die Lehre des Demokrit wiederhole. Was er aber selbst bieten könne, beziehe sich nur auf die Besserung menschlicher Verhältnisse und auf richtige Gotteserkenntnis, also eigentlich auf den ethischen Teil der Pansophie. Er ist ein Gegner der Anschauung, dass es jetzt besser mit der Welt und der Wahrheit gehe, „Longe aliud nos docent sacrae illae tabulae: Satanam scilicet principem, imo deum esse sublunaris hujus mundi et reges terrae in aciem educturum contra Agnum ejusque exercitum, nec liberum fore a misera et multiplici seductione genus humanum nisi postquam bestia et falsus propheta conjecti fuerint in lacum igne et sulphure flammantem et ipse antiquus draco et Satanus in abysso conclusus.“ Auch die weiteren Mitteilungen in diesem Briefe sind von Interesse. Hübner verteidigt den Hamburger Professor Joachim Jungius gegen Schreff, der des Junge Logik übel zensiert hatte. Junge sei ein Gegner der aristotelischen Philosophie, sei aber durch seine Schüler in Streitigkeit mit dem Professor der Metaphysik geraten, der seine Stelle niederlegte, so dass Junge seine Professur der Physik mit

der der Mathematik und der Metaphysik vertauschen wolle, bemerkt aber zum Schlusse, dass der Hamburger Magistrat ein Verbot erlassen habe, eine andere als die aristotelische Philosophie vorzutragen.

Es ist dies in der Sammlung Hübners letzter Brief an Comenius, denn bekanntlich kam in den nächsten Wochen Comenius selbst nach London, vom Parlamente berufen, von Hübner und Hartlieb mit Freuden empfangen, voller Hoffnung, sein grosses pansophisches Werk dort zu vollenden, bis nur zu bald der grossen Hoffnung eine noch grössere Enttäuschung folgte.

Mit Absicht habe ich den Inhalt der vorstehenden 8 Briefe des Hübner an Comenius genau bezeichnet, weil sie in der That, soviel ich zu urteilen vermag, nach den Briefen des Comenius, selbst auch dem Umfange nach, den bedeutendsten Bestandteil der Sammlung bilden. Würden uns die Antworten des Comenius erhalten sein, dann würde ihr Wert sicher ein noch grösserer sein, als er so schon ist. Bezüglich des Inhaltes der übrigen noch nicht erwähnten Briefe kann ich mich kürzer fassen. Erwähnt wurde schon ein Brief des französischen Ordensgeistlichen Marin Mersenne (Nr. 61) an Haak, in dem dieser eine reiche Aufzählung der mathematisch-physikalischen Litteratur giebt. Mersenne fügt auch in einem weiteren Briefe an Haak (Nr. 65) im Anschlusse an das von Descartes gegebene Urteil (Nr. 64 der Sammlung) über das erwartete Werk des Comenius sein eigenes hinzu: „J'ay esté très aisé de voir le Jugement que fait Mr. des Cartes sur l'oeuvre de Mr. Comenius; car je prise grandement le sentiment d'un tel personnage qui voit a mon advis plus clair et plus loin en Sciences, qu' aucun autre, qui vive maintenant ou qui soit de nôtre connoissance."

Sehr reichhaltig ist die Zahl der in Bruchstücken mitgeteilten Briefe von Mochinger an Kurtzmann und von Kurtzmann an Mochinger. Mochinger ist längst bekannt. Geboren in Danzig 1603 ward er nach seinen Studien Diakonus, dann Professor am Gymnasium uud zuletzt Pastor Primarius seiner Vaterstadt, wo er im Jahre 1652 starb. Er gab zuerst in Danzig des Comenius erste Janua zugleich mit einer deutschen Übersetzung heraus, wodurch er mit Comenius in Beziehung trat. Auch an den Religionsgesprächen in Thorn nahm er Anteil. J. Kurtzmann war als Schulmann in Breslau thätig. Briefe des Mochinger an Kurtzmann zählt die Sammlung 14, von Kurtzmann an Mochinger 7. Ihr Inhalt bezieht sich zumeist auf des Comenius Janua, auf dessen Physik, auf die Prophezeiungen des Kotter und die Pansophie des Comenius.

Wichtiger als diese Briefausschnitte sind die des Hübner an Hartlieb (Nr. 21—42, im Ganzen 21 Nummern), sämtlich zum grössten Teile deutsch geschrieben und zwar vom Jahr 1636 bis

zum Mai 1637 aus Holland, vom Juni 1637 bis September 1637 aus Oxford; nach dieser Zeit befand sich Hübner bei Hartlieb in London. Diese brieflichen Mitteilungen gehen demnach all den grössern Briefen an Comenius selbst voran. Ihr Inhalt bezieht sich auf die verschiedenen Schriften des Comenius, auf die Janua, die Physik, den Prodromus, die alle höchlichst bewundert werden. Wir haben des Hübner spätere abweichende Meinung bereits kennen gelernt. In Nr. 31 wird zum ersten Male des Comenius Bestreben, ein Mobile perpetuum herzustellen, angedeutet: „Mich wundert, dass H. Comenius von seinem invento, dessen er in dem vorigen schreiben gedenket, weiter nichts gedacht, auch nicht einmahl in was stuckh es wehre.“ Aber auch von der leider verloren gegangenen oder noch nicht auffindbaren Astronomia des Comenius ist hier die Rede, die dem Hübner von Hartlieb nach Oxford gesandt worden war. Hübner stellt sie mit einem gleichen Werke des Sorellus zusammen und bemerkt: „In andern stückhen ist Sorellus anmuthiger zue lesen, dieweil er continua et admodum diserta oratione all das seine fürbringt.“

Noch drei Briefe verdienen eine ganz besondere Bemerkung. Der erste ist ein Brief (Nr. 21) des Nürnberger Ratsherrn Pöhmer an Hartlieb vom Jahre 1636. Pöhmer spricht in Ausdrücken höchster Bewunderung von Comenius. Er nennt dessen Didaktik ein pretiosissimum depositum — quo nihil hactenus animo concupivi curiosius quoque nihil eidem suffragatur exactius. Er bezeichnet ihn als virum in hoc genere excellentissimum, gratiae Dei organon ad publicum scholarum bonum promovendum tam singularibus donis ornatum. Er bedauert nur, dass er keine Mittel habe, ihn und seine Mitarbeiter, von deren Not er gehört habe, zu unterstützen. Deshalb allein habe er vermieden, direkt mit ihm zu verkehren, da er ihn nicht mit leeren Worten allein trösten wolle. Hätte seine Vaterstadt Nürnberg die Mittel wie England, so fänden sich Gönner genug. Si urbs nostra aurea illa pace frueretur, qua abundat et abutitur Anglia vestra, nec media neque Patroni et Evergetae hunc virum, hoc opus desererent. Er hoffe im nächsten Sommer nach Preussen zu kommen, um von Danzig aus dem Comenius zu schreiben. Es dankt dem Hartlieb für die bisherige Unterstützung des Comenius, er habe damit Grösseres geleistet, als ein Mäcenas, der nur ein Dichterpaar unterstützte, als ein Ptolomäus, der eine später nur der Vernichtung durch Feuer preisgegebene Bibliothek gegründet habe!

Ebenso ist ein von Hartlieb an den Hamburger Tasse deutsch geschriebener Brief (Nr. 45) vom 10. August 1638 bemerkenswert. Der Brief ist eine Antwort auf einen leider nicht mehr vorhandenen Brief des Tasse. Hartlieb stimmt wohl bei, dass die Abfassung einer Pansophie schwierig sei, mit den Worten: „Freilich ist es eine gefehrliche Sache und vielfeltigen irthumb nur

allzusehr unterworffen aller und jeder Dinge Natur und eigenschafft, sowie sie an ihnen selbst sind, zu beschreiben, nicht aber nach seinem eigenen guttdünken eine Fabricam Universi et Rerum in eo contentarum Ihme zu ertichten." Es fehle dem Comenius aber nur die Beihilfe und das Material, die Fähigkeit hierzu besitze er wohl. „Und bin ich fast versichert, dass das Exempel, welches Comenius durch Sein Seminarium Pansophiae (welches doch vielmehr nur eine Introductio ad Veram Pansophiam als die vollständige Pansophia, zu deren Verfertigung Er sich selbst viel zu schwach erkennet, selbst ist) den gelehrten geben wird, mehr gutes als das Werck selbst Ihnen werde." Hartlieb spricht hierauf von Tasses Kollegen J. Junge, dessen logische Schriften er bewundert, und dessen discursus philosophicos er kennen lernen möchte. Er wünscht ferner eine neue verbesserte Übersetzung sämtlicher Schriften des Baco. Über Herbert von Sherburys Buch De veritate möchte er Junges Urteil hören, „sintemahl es alhier wegen vermeinter obscuritet von den meisten Schulgelehrten als eine nichtige Schartecke verachtet wird". Nicht minder abschätzig spricht Hartlieb von dem Autor Pancarpiae, dessen Werk fast nichts anders ist, denn arena sine calce. Ferner berichtet er von Erfindungen und schreibt sie dem Baron Herbert von Sherbury zu — so ist zu lesen statt Herbert von Kalthoff —, worunter namentlich die des motus perpetuus, die ja auch, wie wir hörten, den Comenius sehr beschäftigte. „Von den beiden Inventis locorum longitudine et Motu perpetuo wissen wir weiter nichts, als dass dieses der Baro Herbert v. Sherbury alhier gewiss solle erfunden und practisiret haben, wegen des Königes verbot aber keinem Menschen noch zur Zeit offenbaren dürffen." Hartlieb schreibt ferner, Pell wolle neue mathematische Arbeiten liefern, auch höre er von einer Überarbeitung der Geometrie Descartes' in Deutschland, die er zu sehen verlange, ebenso wie die neueren Ausgaben der Janua, deren Übertragung ins Griechische und Hebräische zu empfehlen wäre. Das von Benjamin Mussaphia verfasste Büchlein Libellus memorialis continens Linguae Hebraeicae rudices gefalle ihm weniger als Bythner's Clavis Linguae Hebraicae; des Mussaphia Arbeit passe nicht für den Jugendunterricht. Beim Erzbischof Usher von York solle sich ein tüchtiger Mathematiker befinden, an den er bereits geschrieben habe. Er heisse Johnson. Schliesslich erwähnt Hartlieb noch die Epoche machende Schrift Galileis De motu terrae und erbittet sich Tasses Urteil darüber; er erwähnt auch eine neu erschienene Schrift dieses Physikers. Der Titel dieses Buches ist im Texte verderbt „Simbellator, in quo aequo atque exacto libello examinantur ea quae continentur in Libro astronomico ac philosophico Lotharii Sarsii per modum Epistolae ad Virginium Caesarinum." Da wir die italienisch abgefasste Schrift Galileis kennen, die den Titel trägt: Il Saggiatore (Markscheider) nel quale con bilancia esquisita e giusta si pon-

derano le cose contenute nel Libra astronomica e filosofica di Loti Sarsi Sigensano scritto in forma di lettera a Mons. J. Virg. Cesarini", so ist der latinisierte Text leicht herzustellen: „Computator, in quo aequa atque exacta libella examinantur ea, quae continentur in libro astronomico ac philosophico" etc. Schliesslich berichtet Hartlieb noch von einer Delineatio Conatuum des Herrn von Wolzogen und der Idea conatuum mathematicorum eines ungenannten Autoren. Der ganze Brief zeigt die bekannte geistige Regsamkeit des unermüdlichen Hartlieb, die auch noch in einer Nachschrift des Briefes sich bekundet, da noch andere jüngst erschienene Werke, so von Digges und Mydorgius Patritius, erwähnt werden.

Es darf auch nicht ein Brief des Johann Rave (Nr. 119) unerwähnt bleiben. Rave, geboren 1610 zu Berlin, Schüler des grauen Klosters, war zuerst Professor in Gera, dann in Erfurt, hierauf seit 1639 Professor an der Ritterakademie in Soroe, seit 1647 Professor am Gymnasium in Danzig, von wo ihn der grosse Kurfürst nach Frankfurt a. d. O. als Generalschulinspektor der Schulen der Mark berief; er starb als Bibliothekar der Königlichen Bibliothek in Berlin 1679. Der Inhalt seines Briefes vom Jahre 1650 aus Danzig ist hauptsächlich eine Anklage gegen seinen Rivalen Kinner, des Comenius Mitarbeiter, von dem wir noch hören, und so gegen Comenius selbst und ein Selbstlob Raves. Er wirft dem Comenius masslose Eitelkeit vor. „Et sane hoc ipsi curae erat, ut Evangelii ex Bohemia ab Husseo, ita etiam universae cognitionis lucem suo ductu suisque auspiciis accensam esse ac videri." Ja, Comenius wolle förmlich eine (litterarische) Sekte machen. Ihm wie Kinner habe die richtige historische Kenntnis gefehlt. Man habe ihn bald von der Mitarbeit ausgeschlossen, ja ihm selbst die Einkünfte verkürzt. Unterdessen habe er mit 6 Mitarbeitern, die er unterhalte, an dem Entwurfe seines Werkes gearbeitet, die Grammatik, die Geographie und das römische Recht behandelt. Die hebräische Sprache behandle auf seine Kosten sein Vetter, ebenso werde Botanik und Anatomie bearbeitet, wie die Mathematik. Hierauf folgen wieder Klagen gegen Kinner, den er gewissermassen des Plagiates an ihm selbst beschuldigt, der ihn nicht den Dritten im Bunde mit Comenins sein lassen wollte. Schliesslich kritisiert Rave noch Kinners unter die Magistratsmitglieder verteilte Schrift und erwähnt seine von seinem Bruder in Amsterdam herausgegebene Tabula didactica. Er verspricht die Zusendung eines neuen didaktischen Entwurfes: „Delineatio, qua in libros ad argumenta seriemque per scholarum classes tribuo id omne, quod docendum primo sit." Aus dem ganzen Briefe spricht eine krankhafte Selbstüberschätzung des Rave, ein Beispiel, dass der Gelehrtenneid, wie heutzutage, so auch im siebzehnten Jahrhundert seine nicht duftenden Blüten trieb. Raves Charakter

hebt sich um so übler von dem des Comenius ab, je mehr Comenius die schriftstellerischen Leistungen des Rave anerkannt hatte.

An diesen Brief reihen sich am passendsten vier Briefe von Cyprian Kinner (Nr. 105, 106, 107 und 109). Sie sind an Hartlieb gerichtet, der erste vom 9. April, der zweite vom 22. April, der dritte vom 20. Mai 1648 aus Elbing, der vierte vom 3. Septbr. 1648 aus Danzig. In allen schreibt Kinner von seinem Elucidarium didacticum. Mit dem ersten Briefe sendet er an Hartlieb 5 Anfangsbogen dieser Schrift. Er spricht von Hartliebs Verkehr mit Hübner, den er hier mit dem latinisierten Namen Fundanius bezeichnet, ein neuer Beweis, dass beide dieselbe Person bezeichnen. Zu Heinses Äusserung: „Germani scribunt libros, ut Belgae habeant, quod rideant" bemerkt er „Rideant per me licet: modo nobis meliora non invideant." Am Schlusse bemerkt er: „Si scholae vestrae a fundamentis reformandae fuerint, expectetis oportet, dum vel Comenii Pansophia, vel mea Didactica, vel melior quaedam via prodeat. An Pansophiam visuri sitis unquam? quia autor didacticalibus istis minutiis adeo retardatus et defatigatus est; vixque Collegas feret, unus autem solus absolvere haud poterit. Im zweiten Briefe teilt er Hartlieb ein Urteil über sein Elucidarium von Rave mit, das zeugt, wie doppelzüngig sich dieser Mann äusserte: „quod illam Didacticae tuae jam partem totius concernit, fateor equidem te omnium hactenus cogitata, supra meam ipsius spem longe ac verissimo cum judicio excessisse. (Im Texte ist die Interpunktion concernit. Fateor nicht richtig.) Im dritten Briefe schreibt Kinner, dass er die zweite und dritte Unterrichtsstufe des Elucidariums vollendet habe, die drei folgenden wolle er im Juli vollenden, so dass nur mehr die drei letzten Stufen fehlen. Im vierten Briefe aus Danzig, wohin er, nachdem auch Comenius Elbing verlassen hatte, gezogen war, erbittet er Mittel zur Vollendung seines Elucidariums. Schon die Bruchstücke des Elucidariums scheinen Hartliebs Beifall gefunden zu haben, da er auch im Jahre 1648 diese veröffentlichte unter dem Titel: „A Continuation of Mr. John-Amos-Comenius School-Endeavours. Or a Summary Delineation of Dr. Cyprian Kinner Silesian his Thoughts concerning Education: Or the Way and Method of Teaching, Exposed to the ingenuous and free Censure of all Piously-learned men. The wich shall shortly be seconded with an Elucidarium or Commentary to open the sense of whatsoever is herein contained, chiefly of what is paradoxall and obscure (if any met shall appear to be) Together with an Advice howe those Thoughts may be successfully put in Practice. Translated out of the Original Latine transmitted to Samuael Hartlib; and by him published and in the name of many very Godly and Learned Men, commended to the serious Consideration and liberall Assistance of such as are willing to favour the Regeneration of all Christian Churches and

Common-wealths; but more especially the Good and Happinєss of these United Kingdome.“ Hartliebs Freude an allem, was ihm von gelehrten Männern zukam, sticht gewaltig von Raves doppelzüngigem Neide ab. Übrigens ist Cyprian Kinner eine wohlbekannte Persönlichkeit, was ich gegenüber einer Bemerkung in den Monatsheften (Jahrg. 1896, 7. u. 8. Heft, S. 231) betone. Cyprian, ein geborener Schlesier aus Brieg, ward Doktor der Medizin und wurde, bereits verheiratet, Mitarbeiter des Comenius im Sommer 1645, mit einem Jahresgehalt von 400 Thalern, was dem Patron de Geer zu viel schien, denn noch im Jahre 1647 musste Comenius, der ihn anfänglich sehr schätzte, um Unterhalt für ihn bitten. Erst nachdem Comenius seine Methodus linguarum novissima vollendet hatte, verliess ihn Kinner, der dann später wieder die Rolle eines Rates und Leibarztes bei dem schlesischen Herzoge in Brieg (consiliarius et archiater [nicht archiates]) erhielt, welche Stelle nach dessen Tode sein Sohn Samuel übernahm.

Aus den hier ausgezogenen Mitteilungen der wertvollen Sammlung ist ersichtlich, welche Bedeutung nicht bloss für die Comeniusforschung, sondern für die Kenntnis der wissenschaftlichen Bestrebungen des siebzehnten Jahrhunderts, des Jugendalters der Naturwissenschaften, der von Professor Kvacsala herausgegebene Band hat, und wie alle Freunde der Geschichte ihm hierfür zu innigstem Danke verpflichtet sind. Dem Schreiber dieser Zeilen war es gegönnt, Einsicht in die schwierige Arbeit der Herausgabe zu nehmen. Nicht alle Abschriften konnte Kvacsala selbst nehmen; von den Schätzen des britischen Museums mussten, da bekanntlich England kein Buch, noch weniger eine Handschrift ins Ausland versendet, Abschriften von anderen Händen genommen werden, die leider nicht immer ihrer Aufgabe gewachsen waren, umsoweniger, als die Originale selbst oft schwierig zu entziffern waren. Das ist auch der Grund, warum trotz sorgfältigster Korrektur noch einige wenige Fehler stehen geblieben sind. Eine Korrektur in dem Briefe des Hartlieb an Tasse habe ich bereits angegeben. Weitere Verbesserungen sind im Brief XXIII Zeile 5: ‚Speciales artes et disciplinas‘ statt ‚disciplinae‘. Brief XXXVIII Zeile 5: ‚häufig‘ statt ‚hefftig‘. Brief XLIII Zeile 3: ‚wie bisher‘ statt ‚die bisher‘. Brief XLV (Seite 33) Zeile 8 von unten: ‚sintemahl es‘ statt ‚sinthemal er‘. Brief XLVI Seite 37 Zeile 21: ‚contingere‘ statt ‚contigere‘; Seite 38 Zeile 18 wohl eher ‚hinc‘ statt ‚hic‘; Zeile 43: ‚nomiorum‘ statt ‚numerorum‘; Seite 39 Zeile 27: ‚indicio‘ statt ‚inditio‘; Seite 40 Zeile 4: ‚pedisequa‘ statt ‚pedisiqua‘; Zeile 49: ‚in Icto (jurisconsulto)‘ statt ‚4 to‘. Brief XLVIII Seite 47 Zeile 26: ‚coelesti enim verae pietatis animae‘ statt ‚anima‘; Seite 48 Zeile 20 u. 21: ‚superarent‘ und

aequarent' statt ‚superarunt' und ‚aequarunt'. Brief LV Seite 55 Zeile 18: ‚spiritus' statt ‚spiritui'. Brief LXII Seite 74 Seite 25: ‚reliquae' statt ‚reliquiae'. Brief LXII Zeile 8 scheint ‚et cum vulgo eas in docendo leges negligi, quae' nicht richtig zu sein, man erwartet ‚et cum vulgo eas in docendo leges negligi vidisti (vidisses?), quas'; Seite 79 Zeile 34: ‚si alios' statt ‚si aliis'; Zeile 50: ‚pascunt' statt ‚poscunt'; Seite 81 Zeile 6 ist vielleicht eher ‚accessor' als ‚accessio' zu schreiben. Im Brief LXXXV Seite 113 in der letzten und Seite 114 in der ersten Zeile scheint etwas ausgefallen zu sein, denn der vorhandene Text ‚ut si quidem verum hoc dogma, visibili quadam de Gregorio VII conflasse vult conficere' etc. giebt keinen Sinn, obschon man errät, was gemeint ist, wenn man die zitierten Schriftsteller (Bellarmin und den Kölner Gratius) liest: „Gott solle dem Papst Gregor ein sichtbares Zeichen geben, ob seine Meinung richtig wäre." Im Brief CXIX Seite 150 Zeile 22 ist ‚longe univerialius ac' statt ‚at' zu schreiben; Seite 153 Zeile 21 ‚scriptam' statt ‚scriptum'. Vielleicht könnte man hier und da auch über die Art der Wortschreibung und Interpunktion anderer Meinung sein.

Doch das sind kleine und geringe Versehen gegenüber dem so reichen und ungemein belehrenden Inhalte, womit Kvacsala uns beschenkt hat. Um so mehr wird die Spannung rege auf einen folgenden Band, der die letzten 16 Lebensjahre des grossen Pädagogen in Briefen und Aktenstücken beleuchtet und, wie wir erfahren, in Bälde erscheinen wird. Auch der Prager Akademie gebührt für diese Veröffentlichung der innigste Dank. Dass sie im tschechischen Gewande erschien, ist im Interesse der Verbreitung des Werkes zu beklagen. Druck und Papier sind gleich vorzüglich, für die Briefe des Comenius selbst sind stets mit Recht grössere Lettern gewählt. Der Deutsche wird und soll gern die Tschechen als Mitarbeiter auf dem Gebiete der Wissenschaft begrüssen.

Hans Dencks Protestation und Bekenntnis.

Neudruck mit Einleitung.

Als Denck[1]) im Spätherbst des Jahres 1527 müde und matt, gehetzt von seinen Verfolgern, heimatlos, mittellos und krank, im Hause seines Freundes Michael Bentinus zn Basel einen Schlupfwinkel gefunden hatte, wandte er sich an den ihm ehemals befreundeten Oecolampad, der damals in Basel viel vermochte, und bat ihn um die Erwirkung der Aufenthaltserlaubnis, da allen, welche die Spättaufe erhalten hatten, unter Androhung schwerer Strafen verboten war, in der Stadt zu bleiben. Dies Gesuch, das die gedrückte Seelenstimmung des schwer geprüften Mannes deutlich wiederspiegelt, ist später wohl durch den Empfänger selbst der Öffentlichkeit übergeben worden und dadurch auf uns gekommen[2]).

Denck erinnert zu Eingang den Oecolampad daran, dass sie einst brüderlich (familiariter et fraterne) zusammen verkehrt haben. Bisher bin ich, fährt er fort, als Verbannter umhergeirrt und möchte nun, wenn Gott es zulässt, gern an irgend einem Orte in Sicherheit leben. Bei Unbekannten kann ich es nicht, weil ich fast zu allen Arbeiten unfähig bin; bei Freunden und wo ich bekannt bin, darf ich es nicht, weil ich verdächtigt werde, dass ich ein Freund von Sekten und der Urheber falscher Glaubenssätze sei. Gott ist mein Zeuge, dass ich nur einer Sekte, nämlich der Gemeinschaft der Heiligen, gut zu sein wünsche, wo sie auch sein mag.

Ich glaube nicht, fährt er fort, dass diese Gemeinschaft bei Euch allein ist; vielmehr möchte ich deren Glieder kaum Christen nennen, wenn man den strengsten Massstab an den Glauben legt.

---

[1]) Über ihn vergl. Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer, Lpz. 1882 und die dort angeführte Litteratur.

[2]) Abgedruckt bei Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer, Lpz. 1882 S. 251 ff.

Gleichwohl wolle er einräumen, in einzelnen Punkten geirrt zu haben; an einzelnen Stellen habe er sich so ausgedrückt, dass er wünschen müsse, geschwiegen zu haben.

Wenn diese Gesinnung dem Oecolampad nicht missfalle, möge er das Übrige ertragen, was er an Denck vermisse; er werde auch seinerseits ertragen, was er an Oecolampad vermisse. Es scheine ihm unbillig, dass es niemandem erlaubt sein solle, abweichende Überzeugungen zu haben.

Zwar suche ich, schliesst der Brief, der Verbannung und Ausweisung zu entgehen, aber nur unter der Bedingung, dass ich, wenn ich ihr nicht entgehen kann, niemals Reue über den durch diesen Brief gethanen Schritt empfinden möchte. Er hoffe nicht, dass Oecolampad seine Lage missbrauchen werde, um seinen eignen Ruhm zu mehren und andern Betrübnis zu schaffen.

Darin hatte Denck sich freilich geirrt: Oecolampad benutzte die Lage des Unglücklichen, um ihn seiner eignen Vergangenheit und seiner ihm treu ergebenen Gemeinschaft untreu zu machen.

Es fanden zwischen Oecolampad und dem „Wiedertäufer“ mehrfache Besprechungen statt, die den Zweck hatten, ein Bekenntnis festzustellen, auf Grund dessen Oecolampad sich zur Erwirkung der Aufenthaltserlaubnis beim Magistrat bereit erklären wollte. Bei dem lebhaften Wunsche des kranken Mannes, irgendwo eine Ruhestatt zu finden, lag doch die Versuchung ausserordentlich nah, Zugeständnisse zu machen; jedenfalls war die Stellung Oecolampads bei seinem damaligen Einfluss in der Stadt gegenüber Denck eine sehr starke. Es gelang ihm, den Denck zur schriftlichen Aufzeichnung einer Rechtfertigung und Erläuterung seiner Ansichten[1]) zu bewegen und das Schriftstück, dessen er für etwaige Anträge beim Magistrat bedurfte, in die Hand zu bekommen. Kurz darauf raffte die Pest, die damals Basel heimsuchte, den Kranken früher als vorausgesehen hin.

Alsbald nach Dencks Ableben entstand in den Kreisen von Oecolampads Freunden das Gerücht, dass Denck seine früheren Meinungen widerrufen habe. An einen dieser Freunde schreibt

---

[1]) Denck sagt selbst in dieser seiner „Protestation“, dass er sich verantworten wolle wegen dessen, „was ihm unbillig zugemessen worden sei“ und um einiges richtig zu stellen, worin er sich nach reiflicher Prüfung „irrig und mangelhaftig“ erfunden habe.

Oecolampad am 9. November 1528 [1]), es sei kein ganz leeres Gerücht, dass jener zuletzt anderen Sinns geworden sei, und fährt dann fort: „Ich besitze eine Handschrift Dencks und ich werde, wenn seine Anhänger die Sinnesänderung bestreiten sollten, vielleicht durch den Druck veröffentlichen, was er wenige Tage vor seinem Hinscheiden aufgezeichnet hat; allerdings waren auch diese Ansichten nicht sehr rein.“ Wenn Oecolampad zu Ende 1528 noch schwankte, ob er Dencks letztes Bekenntnis drucken lassen wolle, so muss er dafür dringende Gründe gehabt haben. Dasselbe war offenbar nur zu dem damals vorschwebenden Zweck und nicht zur Veröffentlichung aufgezeichnet, auch zu diesem Zweck dem damaligen Inhaber nicht übergeben worden. Hatte Oecolampad vielleicht die Zusage gegeben, es nicht durch den Druck zu veröffentlichen?

Über alle Bedenken, welcher Art sie auch gewesen sein mögen, siegte schliesslich bei Oecolampad der Wunsch, mit diesem Schriftstück auf Dencks Anhänger einen Einfluss zu üben; wenn der Beweis erbracht oder glaubhaft gemacht werden konnte, dass der ehemalige Führer der Täufer vor seinem Tode die Seinigen im Stiche gelassen und seine Ansichten zurückgenommen hatte, so war in den damaligen Parteikämpfen doch viel erreicht, und Oecolampad, dem das Verdienst der „Bekehrung“ zufiel, durfte sich eines grossen Erfolges rühmen. Bei erfahrenen Männern gelten allerdings „Widerrufe“ nicht viel, die unter solchen Umständen von sterbenskranken Leuten aufgezeichnet werden; aber auf einfache Gemüter liess sich nach Ablauf einiger Jahre, wenn die begleitenden Umstände vergessen waren, doch vielleicht damit Eindruck machen.

So erschien denn etwa im Jahre 1529 [2]) Dencks letztes Bekenntnis unter dem Titel:

H. Dencken wid'ruff [3]).

Uff die Zehen artikel.
1. Von der geschrifft.
2. Von der bezalung Christi.
3. Vom Glauben.

---

[1]) Monumentum instaurati Patrum memoria per Helvetiam regni Christi et renascentis Evangelii etc. Basileae 1591 p. 784.

[2]) Wir benutzen hier das Exemplar der Königl. Bibliothek in Berlin.

[3]) Sebastian Franck giebt im Jahre 1530 in seiner Schrift: Von dem Baum des Wissens, Guts und Böses (Ulm, Hans Varnier), folgenden Auszug

Uff die Zehen artikel.
4. Vom freien willen.
5. Von guten werken.
6. Von Secten.
7. Von Ceremonien.
8. Vom Tauff.
9. Vom Nachtmal.
10. Vom Eyd.

Der geystliche urteylets alles
1. Corinth 2
(O. O. und Jahr. 1 Bog. 8⁰ 8 Bl. Titelrückseite und letztes Blatt leer).

Wie der Herausgeber (vielleicht hat Oecolampad die Drucklegung nicht selbst besorgt, sondern nur besorgen lassen) dazu kommt, das Ganze einen Widerruf zu nennen, ist nicht ersichtlich; denn obwohl in gleichzeitigen Aufzeichnungen gegnerischer Quellen von da an vielfach zu lesen ist, dass Denck seine früheren Meinungen widerrufen habe [1]), so kann doch heute als allgemein anerkannt gelten, dass das Bekenntnis thatsächlich keinen Wider-

aus Dencks Schrift: „Zum Beschluss wil ich hier anhencken das Urteil Joannis Denck von der heiligen Schrift in seinem Widerruf, nit lange vor seinem Abschied aus dieser Zeit gethan, im Truck ausgangen: ‚Die heilige Schrift halt ich — spricht er — über alle menschliche Schätze, aber nit so hoch als das Wort Gottes, das da lebendig, kräftig und ewig ist, welches aller Elementen dieser Welt ledig und frei ist. Dann so es Gott selbst ist, so ist es Geist und kein Buchstab, ohn Feder und Dint geschrieben, dass es nimmer ausgetilgt werden mag. Darumb auch die Seligkeit oder Gotts Wort an die Schrift nit gebunden ist (wie nutz und gut sie immermehr darzu sein mag). Ursach: es ist der Schrift nit möglich, ein böss Herz zu bessern, ob es wol gelerter würt. Ein frummes Herz aber, das ist, da ein rechter Funk göttliches Eifers ist, würt durch all Ding gebessert. Also ist die heilige Schrift den Reinen rein, den Glaubigen zu Gutem und zur Seligkeit, den Unreinen aber und Unglaubigen unrein und zur Verdammnus wie alle Ding. Also mag ein Mensch, der von Gott erwölt ist, ohn Predig und Schrift selig werden. Nit dass man darumb keinen gottsgelerten Zeugen Gottes hören noch die Schrift lesen soll, sonder dass sonst alle Ungelerten nit selig werden möchten, darumb dass sie nit lesen kunnten und etwan vil, ganze Stätt und Land, darumb dass sie nit Prediger haben, die von Gott gesandt sind.“ — Die hier gesperrt gedruckten Worte fehlen in der Ausgabe von 1529 oder 1530 (Berliner Exemplar), die eingeklammerten haben in der Vorlage Francks gefehlt. (Vgl. unten S. 236.)

[1]) Vgl. u. A. Joh. Kesslers: Sabbata, hrsg. v. Götzinger, St. Gallen 1868 II. S. 122.

ruf enthält[1]). Viel zutreffender als dieser Titel ist daher die Überschrift, welche der Text selbst trägt und die offenbar auf Dencks eigne Worte zurückgeht; sie lauten frei wiedergegeben:

Protestation und Bekenntnis etlicher Punkte halber, in welchen sich Hans Denck (kurz vor seinem Ende) selbst weiter erklärt und ausgelegt hat.

Wir lassen nun hier den Text selbst folgen.

Protestation und Bekantnuss etlicher Puncten halb, in welchen sich Hans Denck (kurtzlich vor seim End) selbst verrer erkleret und ausgeleget hat[2]).

Allen denen, die den Weg zu der Seligkeyt in Christo Jesu suchen, wünsch ich Oren, den Willen seines himmelischen Vatters von im zu hören.

Ich bin sein hertzlich wol zefriden, dass alle Schand und Schmach, es sei mit Warheyt oder Unwarheyt, über mein Angesicht falle, allein dass Gott dardurch gelobt werde, dann er ist je Lobens und Liebens wert. Aber do ich ihn anfing zu lieben, fiel ich in vieler Menschen Ungunst und dasselb von Tag zu Tag je lenger je mehr. Und wie ich nach dem Herren hab geeifert, also haben auch die Menschen wider mich geeifert. Zwar ich erkenne und bekenne es hie freiwillig, dass ich vil mit Unverstand geeifert hab, dannen her auch etliche wider mich geeifert haben, die villeicht sunst nimmermeher widder mich gestanden weren: Gott weiss es. Dann ich will hie Niemand weder beschuldigen noch entschuldigen, wiewol ich diess (von Gottes Gnaden) allweg lieber thun will und soll dann jens.

Uber das, so bin ich dermassen versagt und verklagt worden von etlichen, die ich es lasse vor Gott verantwurten, dass es auch eym sanften und demütigen Herzen hart möglich ist, sich selbst im Zaum zu halten. Diss hat mich verursucht zu gegenwertiger Geschrift, nemlich, zu verantworten (das), was mir unbillich zugemessen wirt und (das) zu bekennen, darin ich mich selbst irrig oder mangelhaftig erfunden hab. Und von Gottes Genaden so thu ich das ebenso gern

---

[1]) Dies wird ganz neuerdings auch in der Realencyklopädie f. protest. Theol. Bd. IV. von Hegler bestätigt; s. unten S. 249.

[2]) In dem vorliegenden Abdruck ist auch die Rechtschreibung beibehalten; nur sind Hauptworte mit grossen Anfangsbuchstaben gedruckt, Abkürzungen aufgelöst und überflüssige Mitlauter gestrichen worden.

als jens, ja, möcht ich erkennen, dass es allein an mir fehlete, wie mit grossen Freuden wollt ich mich schuldig geben. Mir thut in meinem Herzen weh, dass ich mit manigem Menschen in Uneinigkeit stehen soll, den ich doch anderst nit erkennen kann dann für meinen Bruder, dieweil er eben den Gott anbetet, den ich anbete und den Vater ehret, den ich ehre, nemlich der seinen Sun zu einem Heiland in die Welt geschickt hat. Darumb so will ich (ob Gott will), so viel an mir ist, meinen Bruder nit zu eym Widersacher und meinen Vater nit zu einem Richter haben, sondern mich underwegen mit allen meinen Widersächern versünen.

Hierauf bitte ich sie umb Gottes willen, dass sie mir verzeihen, was ich on mein Wissen und Willen wider sie gethan hab. Erbeut mich daneben, allen Unfug, Schaden oder Schand, so mir etwa schon von ihnen auch zugestanden weren, aufzuheben und nimmermehr ze rächen. Damit aber solch meine Bitt statt bei ihnen haben mög, hab ich mein Herz artikelsweise, soviel mir möglich, entdecken wollen, damit sie erkennen möchten, wo mir meine Wort zu kurz seind aufgefasst worden oder was mein Herz gemeint oder gesucht hab, wo schon der Mund sich verfehlet hette.

I. Von der h. Geschrift.

Die heilige Geschrift halt ich über alle menschliche Schätze, aber nicht so hoch als das Wort Gottes, das da lebendig, kreftig und ewig ist, welches aller Elementen dieser Welt ledig und frei ist. Denn so es Gott selbst ist, so ist es Geist und kein Buchstab, on Fedder und Papier geschrieben, dass es nimmer ausgetilgt werden mag. Darumb ist auch die Seligkeit an die Geschrift nit gebunden, wie nutz und gut sie immermehr darzu sein mag. Ursach: Es ist der Geschrift nit möglich, ein böss Herz zu bessern, ob es schon gelerter wirt. Ein frommes Herz aber, das ist, do ein rechter Funck göttlichs Eifers (vorhanden) ist, wirt durch alle Ding gebessert. Also ist die heilige Geschrift den Glaubigen zu Gutem und zur Seligkeit, den Unglaubigen aber zur Verdamnuss wie alle Ding.

Also mag ein Mensch, der von Gott erwelet ist on Predig und Geschrift selig werden. Nit dass man darumb keine Predig hören noch Geschrift lesen soll, sondern dass sunst alle Ungelerten nit selig werden möchten darumb dass sie nit lesen kündten und etwa viel, ganze Statt und Land, darumb dass sie nit Prediger haben, die von Gott gesandt sind.

II. Von der Bezalung Christi.

Das Leiden Christi hat gnug gethon für aller Menschen Sünd, so schon kein Mensch nimmer selig würde. Dann es mag sein Niemand warnemmen dann der den Geist Christi hat, der die Auserwelten rüstet und waffnet mit Sinnen und Gedanken, wie Christus gewesen ist.

Wer sich aber auf die Verdienst Christi verlässt und aber nit destminder in einem fleischlichen, viehischen Leben fürfert, der helt Christum wie vor Zeiten die Heiden ihre Götter hielten, als ob er sie nit achtet. Das ist eine Gotslesterung, deren die Welt voll ist. Dann wölcher glaubt, dass ihn Christus erlöset hab von den Sünden, der mag der Sünden Knecht nit sein. So wir aber doch im alten Leben liegen, so glauben wir noch gewisslich nit wahrhaftig, noch (dennoch) wöllen wir schön und unschuldig sein. Dieser Schad ist so gross, dass er unerkannt nimmermehr gewendet mag werden, eher müsst Himmel und Erd zergehen.

III. Vom Glauben.

Glaub ist der Gehorsam Gottes und Zuversicht zu seiner Verheissung durch Jesum Christum. Wa dieser Gehorsam nit ist, da ist die Zuversicht falsch und betrogen. Der Gehorsam aber muss rechtschaffen sein, das ist, dass Herz, Mund und That aufs besst mit einander gehen. Dann es mag kein wahrhaftig Herz sein, da weder Mund noch That gespüret wirt; wa aber das Herz nit aufrichtig ist, da seind alle Worte und Werk eitel Betriegerei. Ein böss Herz verrät sich selber mit Hochfart und Ungedult; ein guts beweiset sich mit Diemut und Geduld.

IV. Vom freien Willen.

Der die Wahrheit in Christo Jesu erkennt hat und ihr gehorsam ist von Herzen, der ist von Sünden frei, wie wol er unangefochten nit ist. Auf dem Weg Gottes vermag er nit fester zu laufen weder er von Gott gesterkt ist; welcher mehr oder minder lauft, dem mangelt (es) an der Wahrheit, Gehorsam und Freiheit.

Summa, wer seinen Willen in Gottes Willen giebt, der ist wol frei und wol gefangen; wer aber nit, der ist übel frei und übel gefangen, beidesamen, dess Knecht einer ist, der macht ihn frei, warzu er will in seinem Dienst. Gott zwingt Niemand, in seinem Dienst zu beleiben, den die Lieb nit zwingt. Der Teufel aber vermag Niemand in seinem Dienst zu bleiben zwingen, der die Wahrheit einmal erkennet hat.

Also gilt es gleich, wie mans nennt, den freien oder gefangenen Willen, allein das man wisse den Unterschied auf beiden Seiten. Der Nam ist an ihm selbs nit Zankes wert.

V. Von guten Werken.

Gott wirt einem Jeglichen geben nach seinen Werken, dem Bösen ewige Straf nach seiner Gerechtigkeit, dem Guten das ewig Leben nach seiner Barmherzigkeit. Das ist (heisst), nit dass Jemand von Gott etwas verdiene, dass er ihm etwas schuldig sei, so er genau und streng mit uns rechnen wöllt, sondern aus (auf Grund) der Zusag bezalet er uns, das er uns vorhin geben hat. Er siehet auf den Glauben und gute Werke, lässts ihm wolgefallen und belonet sie. Nit dass sie von uns einen Ursprung haben, sonder dass wir die Genad, die er uns darboten hat, nicht vergebens annemen oder gar ausschlahen.

Es ist alles aus einem Schatz, der warlich gut ist, nemlich aus dem Wort, das von Anfang bei Gott gewesen und in den letzten Zeiten Fleisch geworden ist. Aber wol dem Menschen, der die Gaben Gottes nit verachtet.

VI. Von Absunderung und Sekten.

Wo solche Herzen seind, die diese Guttat Gottes durch Christum hoch halten und in seine Fussstapfen treten, die freuen mich und (ich) hab sie lieb, so gut ich sie erkenne. Welche aber mich nit hören mögen und doch nit schweigen lassen wöllen in Sachen, die da spennig sind, da kann ich nit viel Gmeinschaft mit haben, denn ich spür den Sinn Christi nit bei solchen, sondern einen verkehrten, der mich mit Gewalt von meinem Glauben dringen und zu dem seinen zwingen will, Gott geb, er sei recht oder nit. Und ob er schon Recht hat, so mag der Eifer wol gut sein, aber er brauchet ihn on Weisheit. Denn er sollt wissen, dass es mit den Sachen des Glaubens alles frei, willig und ungezwungen zugon sollt. Also sundere ich mich ab von etlichen, nit dass ich mich für besser und gerechter halt, dann sie, sondern wiewol mir in solchem Fall gross an ihnen mangelt, auf dass ich den edlen Berlin frei und unverhindert suchen mög und soviel ich funden hab, dass ich dasselbig mit Jedermanns Friden (so viel mir müglich) behalten mög. Von andern hat mich Verfolgung und dergleichen Forcht abgesundert, mein Herz ist aber von ihnen nit abgewendt, sonderlich von keinem Gotsförchtigen. Doch mit Irrtum und Ungerechtigkeit will ich (ob Gott will), soviel mir wissend ist,

kein Gemeinschaft haben, so ich schon mitten unter den Sündern und Irrenden bin.

Mit diesem Gewissen gewart ich frölich und unerschrocken das Urteil Jesu Christi, wie hart ich mich aus Blödigkeit vor den Menschen förcht. Will ich mich darumb nit gerechtfertigt haben, sundern (ich) weiss und erkenn wol, dass ich ein Mensch bin, der geirret hat und noch irren mag.

VII. Von Ceremonien.

In dem beweisen sich die Menschen am allermeisten Menschen sein, so sie so hart um eusserlicher Element willen zanken. Welche sie zu viel verachten, betrieben die unwissenden Menschen, welche sie zu hoch halten, ringern die Ehr Gottes. Ceremonien an ihnen selbs sind nit Sünd, aber wer vermeint, dadurch (etwas) zu erlangen, es sei durch Taufen oder Brotbrechen, der hat einen Aberglauben. Ein Gläubiger ist frei in eusserlichen Dingen, doch wirt er sich nach seinem Vermügen befleissen, dass die Ehr Gotts durch ihn nit gemindert und die Lieb des nächsten frefelich verachtet werde. Wer sich um die Ceremonien hart bemüt der gewinnt doch nit viel, dann so man schon alle Ceremonien verlüre, so hat man sein doch keinen Schaden und zwar so wär es je besser, ihrer zu mangeln, dann (sie) zu missbrauchen.

VIII. Von dem Tauf.

Der Tauf ist eine Einschreibung in die Gemein der Glaubigen; nit dass sie alle glaubig seind vor Gott, die getauft werden, sunder dass sie allein für glaubig erkennet werden, so viel es müglich ist, zu erkennen. Darumb ist der Kindertauf nit nach dem Befehl Christi; dann bei ihnen (den Kindern) wird nit gespürt, welchs ein Jacob oder Esau ist, welches doch ein Diener Christi fürnehmlich prüfen soll, nachdem und ers erkennen mag.

Kindertauf ist ein Menschengebot und der Christen Freiheit. Es schadt keinem Glaubigen, dass er in der Kindheit getauft ist und Gott fragt nach keinem anderen Tauf, so man nur die Ordnung hielt, die einer christlichen Gemein zustünde; so aber nit, weiss ich nit, was Gott machen wirt. Wer nun von neuen tauft, der sehe, dass er nit diene, ehe denn er gedingt sei. Dann wer nit beruft und gesandt ist, zu lehren, der unterwindet sich vergebens, zu taufen. Hierum wirt ich (ob Gott will) des Taufens ewiglich still stehen, so ich keinen anderen Beruf vom Herrn haben wird.

Was ich thon hab, das ist geschehen, was ich aber thun will, wirt Jedermann on Schaden sein. Der Eifer umb des Herrn Haus hat mich ausgeschickt und hat meinen Verstand wiederumb heim geruft. Recht thun im Haus Gottes ist allmal gut, aber Botschaft werben an die Fremden ist nit Jedermann befohlen etc. etc.

IX. Vom Brot und Kelch, Nachtmal oder Gedechtnuss des Leibs und Bluts des Herrn.

Der Herr Christus nam das Brot im Nachtmal, segnets und brachs u. s. w. Als wollt er sagen: Ich hab euch vormals gesagt, ihr sollet mein Fleisch essen und mein Blut trinken, wollt ihr anderst selig werden und (hat) dabei angezeigt, wie es geistlich und nit wie es Fleisch und Blut versteht geschehen muss. Nun gib ich euch eben dasselb für, dass ihr es bei diesem Brot und Wein betrachten. Dann wie dieses Brot des Leibs Leben aufenthalt, so es zerbrochen und zerkeuet wirt, also wird mein Leib durch Gottes Kraft Euerer Seelen Leben erquicken, so er dar geben, getödt und geistlich gessen (das ist erkennt und geglaubt) wirt.

Item, wie dieser Wein des Menschen Herz frisch und fröhlich macht, der ihn trinkt, also auch mein Blut, das ich in der Lieb Gottes für Euch vergiess, so ihr es betrachten, wirt Euch erfrischen, frölich und inprinstig in der Lieb machen, dass ihr also ganz eins mit mir werden, ich in euch und ihr in mir beleibt, gleich wie sich Speis und Trank etlichermass mit menschlicher Natur vereinigent.

X. Von dem Eid.

Der Herr Christus sagt: Ihr sollt allerding nit schweren, wie er auch verbeut, ze zürnen, urteilen, Narr sagen, nicht dass es an ihm selber unrecht sei, sonder damit allem Fleisch kein statt noch Ursach gegeben würd dergleichen zu gebrauchen und Gott darneben wol gefallen, welche es doch allein missbrauchen, wie gut der Schein immer sein mag. Dann also brauchet alles Fleisch sein Eid, als obs nit felen möcht, das man verheisset. So verlobt man sich oft zusammen, das offentlich wider Christum ist, on dass man täglich leichtfertig und unbesunnen schweret. Aber der des Herrn Sinn und Geist hat, der verheisst, gelobt oder schweret nichts dann das er mit gutem Gewissen thun mag, nemlich was er aus der Leer Christi ondies zu thun schuldig ist, als: nit stelen, nit tödten, nit eebrechen, nit rechen und dergleichen. Doch wird er solichs anderst nit verheissen dann auf die Genad Gottes, nit was er thun werd, sondern was er thun wöll, auf dass er sich nichts vermess.

Summa, was einer mit der Wahrheit reden mag, das mag er auch mit Gott bezeugen, und solches viel mehr mit Creaturen, als Händaufheben und dergleichen, Gott gebe, man nenne es schweren oder nit, so ist es doch die Meinung Christi nie gewesen, solches zu verbieten. Paulus sagt: Ich ruf Gott zu einem Zeugen an, auf mein Seel; als wollt er sagen: Gott soll es mein Seel entgelten lassen, so ich nit die Wahrheit rede. Das ist nichts anders dann wie man heut zu Tag schweret: Dies oder das will ich oder begehre ich zu thun, also helf mir Gott. das ist: so mein Wille nit also ist, so helf mir Gott nit.

Es ist an dieser Stelle nicht unsere Absicht, Erläuterungen zu diesem Bekenntnis zu geben, obwohl dasselbe wie alle Schriften Dencks an vielen Stellen schwer verständlich ist. Nur auf einige Punkte will ich aufmerksam machen, die den Text der Schrift betreffen.

Der achte Artikel, der von der Taufe handelt, enthält in der Ausgabe von 1680 die Worte nicht: „Was ich thon hab, das ist geschehen, was ich aber thun will, wird Jedermann on Schaden sein.“ Wie mag das kommen? Ausserdem ist es auffallend, dass am Schlusse dieses Artikels die Zeichen „etc. etc.“ stehen, was bei keinem anderen Artikel der Fall ist. Endlich ist in der hier als Vorlage benutzten Ausgabe der Satz „Hirum wirt ich .... haben wirt“ durch den Druck als Schluss des achten Artikels gekennzeichnet und die Worte „Was ich thon hab“ bis „befolen etc. etc.“ durch den Druck als besonderer Teil zwischen Artikel VIII und Artikel IX kenntlich gemacht worden. Danach scheint es um so mehr fraglich, ob die betreffenden Sätze einen Teil der ursprünglichen „Zehn Artikel“ gebildet haben, weil dieselben weder in den Zusammenhang des achten noch irgend eines andern Artikels hineinpassen. Ferner enthält der oben (S. 233 f.) gegebene Auszug Sebastian Francks, welcher den ganzen ersten Artikel des Bekenntnisses umfasst, so erhebliche Abweichungen von unserer, d. h. der ältesten bis jetzt ermittelten Ausgabe, dass Franck, der sich sicherlich keine leicht nachweisbare Fälschung hat zu Schulden kommen lassen, unzweifelhaft eine andere Ausgabe benutzt hat. Es müssen also in kurzen Zwischenräumen zwei Drucke des „Bekenntnisses“ erschienen sein.

Wir wollen dabei an einen Vorgang aus dem Jahre 1525 innern, der dem hier vorliegenden ausserordentlich ähnlich ist. Johann von Staupitz († 24. Dezember 1524) hinterliess nach seinem Tode ein Bekenntnis, das nur handschriftlich aufgezeichnet war, aber den Freunden des ehrwürdigen Mannes bald bekannt wurde. Kürzere Zeit nach seinem Ableben (1525) erschien ein Druck mit dem Titel: „Vom h. rechten christlichen Glauben". Dieses Bekenntnis nun betont in den drei Schlusskapiteln des Staupitz Meinungsverschiedenheit von Luther in Sachen von dessen Rechtfertigungslehre und enthält auch sonst einige Besonderheiten. Dieser Ausgabe steht nun ein anderer, von lutherischer Seite im gleichen Jahre besorgter Druck gegenüber, der die deutlichen Spuren der Überarbeitung enthält; insbesondere findet sich am Kopfe der drei oben genannten Artikel folgender gedruckte Zusatz:

> „Bisher hat Dokter Staupitz aus ihm selbst und eigner Bewegniss geschrieben und procedirt; aber die hernach folgenden Kapitel hat er auf Anhalten seiner Mitverwandten gemacht; aber aus was Ursachen, mag ein Jeder, der sie thut lesen, wohl ermessen, aus was Bewegniss solches Anhalten geschehen sei, doch will ich dem fürsichtigen Leser das Gericht heimsetzen."

Dieser Zusatz und die gleichzeitig im Text vorgenommenen kleineren Änderungen waren darauf berechnet, den Eindruck des Bekenntnisses eines bei allen Evangelischen so hoch geschätzten Mannes abzuschwächen.

Es ist m. E. unzweifelhaft, dass Seb. Franck bei seinen nahen persönlichen Beziehungen zu den Führern der Wiedertäufer diejenige Form unseres Bekenntnisses vor sich gehabt hat, welche von Freunden Dencks als die authentische betrachtet worden ist; es ist sehr wohl möglich, dass dieselbe bis auf den von Franck erhaltenen ersten Artikel für uns verloren ist.

Man muss sich bei Beurteilung dieser Schrift stets gegenwärtig halten, dass Denck todt war als sie erschien und dass sie von ihm nicht zum Zweck der Drucklegung aufgezeichnet ist. Wird man sie deshalb ihrem ganzen Wortlaut nach gegen die Vergangenheit des Mannes und seine frei abgegebenen, von ihm selbst durch Namensunterschrift gedeckten Äusserungen ernstlich in die Wagschale legen dürfen?

Hegler, Dencks jüngster Biograph [1]), nennt den Brief Dencks vom Oktober 1527 und unsere Schrift zwei „durch ihre resignierte Stimmung ergreifende Kundgebungen“ und das sind sie in der That. Bei Erwägung der Umstände, unter denen sie entstanden sind, wird man manche Wendung begreiflich finden. Jedenfalls trifft es zu, wenn derselbe Verfasser bestimmt erklärt, dass dieser angebliche Widerruf „in Wahrheit kein Widerruf, sondern ein Bekenntnis mit genauerer Bestimmung, z. Th. allerdings auch Milderung seiner Lehren ist.“ Ob diese „Milderung“, die man einräumen kann, auch ihren Zweck, die Milderung der Verfolgung, erreicht haben würde, ist freilich zweifelhaft. Da der Himmel dem Geächteten seine Thore aufthat, blieb dem Magistrat zu Basel die Beschlussfassung über die Duldung des „Wiedertäufers“ erspart.

Die Schrift ist nach Dencks Tode auch in den Kreisen der Täufer sehr bekannt gewesen. Im Jahr 1532 soll zu Augsburg eine Ausgabe erschienen sein, die mir aber unbekannt geblieben ist [2]). Auch ist sie in Abschriften vielfach verbreitet worden [3]), wie alle übrigen Traktate Dencks. Dass sie um das Jahr 1615 den holländischen Taufgesinnten bekannt war, erhellt aus J. C. Jehrings bekanntem Buche „Gründliche Historie“ etc. Im Jahre 1680 erschien ein Neudruck (nebst anderen Traktaten Dencks), angeblich zu Amsterdam. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts hat sie Gotfried Arnold durch längere Auszüge wieder bekannt gemacht. Wenn die „Protestation“ wirklich ein „Widerruf“ war, so hätten auch die Gegner für die Verbreitung sich bemühen können; das ist aber seit dem Jahre 1529 nicht geschehen, vielmehr ist sie seitens der herrschenden Theologie, ebenso wie Dencks übrige Schriften, der völligen Vergessenheit überliefert worden. Kein unbefangener Beurteiler aber wird einräumen, dass sie diese Zurückdrängung durch ihren Unwert verdient hätte.

Ludwig Keller.

---

[1]) Realencyklopädie f. prot. Theol. Bd. IV. (1898).

[2]) Weller, Repert. typogr. Nr. 3763.

[3]) Eine Abschrift aus 1560 in der Stadt-Bibl. zu Hamburg.

Kleinere Mitteilungen.

Ein Urteil Adolf Harnacks über Denck und Franck.

Bei Gelegenheit des neunten Evangelisch-sozialen Kongresses, der am 2. und 3. Juni 1898 zu Berlin abgehalten wurde, hielt Herr Privatdozent der Theologie Lic. Lezius aus Greifswald einen Vortrag über „Luthers Stellung zu den sozialen Fragen seiner Zeit“ [1]. Der Inhalt des Vortrags wäre vielleicht deutlicher charakterisiert worden, wenn der Titel gelautet hätte: „Luther und die Revolutionäre seiner Zeit“; jedenfalls bildete die Schilderung von Luthers Stellung zur „Revolution“ und zu den „damaligen deutschen Demokraten“ (wie Lezius sagt) den Mittelpunkt der Ausführungen. Das Ergebnis dieses Teils des Vortrags war, dass Luther „die Monarchie als die gottgewollte Staatsform“ verteidigt hat, dass weder seine Schrift an den Adel, noch auch später seine „härtesten Strafreden“ einen „revolutionären Ton“ angeschlagen haben, und dass sich bei ihm „keine Spur staatsfeindlicher oder antimonarchischer Verbissenheit“ findet.

Ganz anders bei den damaligen „Revolutionären“. In derselben Art, wie die kuriale Geschichtsforschung Luther als Revolutionär darstellt, werden hier sämtliche religiöse und politische Gegner in den schwärzesten Farben als antimonarchische, staatsfeindliche und revolutionäre Geister geschildert. Die Wurzel dieser Revolution sind die „mittelalterlichen Sekten und Konventikel“, die sich gegen die Hierarchie, „zuweilen aber auch gegen den Staat wandten“. Der „mächtige Krater, den alle revolutionären Ideen dieser gährenden Zeit entzündeten, wurde Böhmen“, und ein „Denkmal dieser Anregung ist die sog. Reformation Sigismunds“, in welcher Lezius eine „Urkunde süddeutsch-hussitischen Radikalismus“ erblickt (S. 17).

Wer waren nun die Revolutionäre, die Luther zu bekämpfen hatte? Es waren nach Lezius (S. 22) „die Bauern und die Wiedertäufer“. Luther forderte „die Unterdrückung der himmlischen Mordpropheten, welche sich das ‚Mordmesser‘ umgürtet hatten“. „Er musste diesen Leuten klar machen, dass die ältesten Christen, auf die sie sich beriefen, ihr eignes Gut gemein machten“, und dass die Apostel

---

[1]) Abgedruckt in den „Verhandlungen des neunten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Berlin am 2. und 3. Juli 1898 S. 8 ff. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1898.

nicht wie die Bauern und die Wiedertäufer Gewalt anwandten und fremdes Gut begehrten, sondern freiwillige Teilung forderten. „Mithin dürfen sich die Bauern und die Wiedertäufer nicht auf die Apostel berufen.“

An vielen Beispielen erhärtet Lezius dann die Thatsache, dass Luther „niemals freiheitliche Anwandlungen gehabt hat“. Er giebt zu, dass vieles, was Luther in dieser Beziehung gesagt hat (z. B. bei Verteidigung der Leibeigenschaft), modernen Ohren anstössig klingen mag, aber er ist der Überzeugung, dass Luthers „Gleichgültigkeit gegen Gleichheit und Freiheit für Deutschland heilsam gewesen ist“. Denn „die monarchische Gesinnung, welche Luther in den Territorien gross zog und das ernste Pflichtgefühl, dass er den deutschen Fürsten einflösste, haben dazu gedient, die mittelalterliche, kulturfeindliche Unbotmässigkeit und Gewaltthätigkeit der Deutschen zu überwinden und die Entstehung einer deutschprotestantischen Monarchie zu ermöglichen, welche ihre „Souveränität stabilierte wie ein Fels von Erz“.

Bei der Diskussion, welche der Vorsitzende des Kongresses, Herr Landesökonomierat Nobbe, nach Schluss des Vortrags eröffnete, ergriff Herr Professor D. Harnack das Wort und gab seinen geschichtlichen Anschauungen in folgenden Bemerkungen Ausdruck, die wir hier wörtlich wiedergeben, weil ihnen die Bedeutung des Mannes, der sie vortrug, ein besonderes Gewicht giebt. Harnack sagte:

„Meine Damen und Herren! Wir dürfen unserem Redner ganz besonders dafür dankbar sein, dass er Luther und seine Anschauungen uns nicht frisiert vorgeführt hat, sondern sie so vorgeführt hat, wie sie wirklich waren, mit allem Befremdlichen, was sie für uns haben und mit der ganzen Fülle von Beziehungen und Urteilen, die wir so heute nicht mitmachen wollen und können. Freilich, es ist auch dabei hervorgetreten, dass Luther Kräfte und einen Reichtum von Anschauungen, vor allen Dingen aber ein Vertrauen besessen hat, welches — weil es unabhängig war von dem augenblicklichen Zustand der Dinge, ja ihm zum Teil stracks zuwiderlief, wie z. B. der wirkliche Zustand der Fürsten —, um so wunderbarer und grossartiger erscheint. Er hatte die Zuversicht zu dem geschichtlich Gegebenen, dass hier eine Ordnung vorliegt, die, wie sie eine bedeutende Vergangenheit schon gehabt hat, so eine noch grössere Zukunft haben wird — dies Vertrauen hat ihn geleitet. Alles das, was er festgehalten hat und was später produktiv wertvoll geworden ist, was nicht nachher durch die Zeiten wieder abgefallen ist, von all dem können wir sagen: es ruhte bei ihm mit seinen Wurzeln in der Tiefe seiner religiösen und damit vertrauensvollen Betrachtung der Schöpfung, der Natur und der Geschichte. Nun hätte ich aber doch gewünscht, dass der Redner an zwei Punkten in dem grossen und im allgemeinen so richtig wiedergegebenen Bilde noch ein paar Lichter aufgesetzt hätte.

Das eine möchte ich so bezeichnen: Luthers Gleichgültigkeit gegen eine Reihe von hohen Idealen, die uns heute als solche vorschweben, ist doch stark bedingt gewesen durch seine Überzeugung, dass alles das, was man für diese Welt — so gewiss sie Gottes Schöpfung und Ordnung ist

— thun kann, doch etwas recht Gleichgültiges ist: erstens weil diese Welt überhaupt untergeht und zweitens, weil sie bald untergeht. Um so anerkennenswerter erscheint der Ernst, mit welchem er irdische Ordnungen gepflegt, und mit welchem er zur Mitarbeit aufgerufen hat; um so ehrfurchtsvoller werden wir gestimmt, wenn wir sehen, wie sich dieser Mann doch dem treuen Dienst in den weltlichen Ordnungen so gewissenhaft hingegeben hat. Aber die Thatsache darf nicht verschwiegen, muss vielmehr kräftig hervorgehoben werden: es war ihm alles das, was zur Welt gehört, zwar nicht gleichgültig, aber doch etwas, was heute ist und morgen vorüber ist. Von da aus erklärt es sich auch, dass zwischen dem „im Glauben ein Herr aller Dinge und in der Liebe ein Knecht", bei ihm keine rechte Vermittelung ist. „In der Liebe ein Knecht" wird nur noch eine Zeitlang dauern, dann werden die Verhältnisse so anders werden, dass zu dem, was wir jetzt erleben, jede Analogie fehlen wird. Die ganze Tiefe des Worts: „die Liebe höret nimmer auf" ist von Luther nicht erfasst worden. Aber ich meine: um so bewunderungswürdiger, um so erhebender ist es, zu sehen, wie dieser Mann doch für alles Einzelne in seiner Nation — das Soziale, das Wirtschaftliche, die Erziehung u. s. w. — gesorgt hat, und wie ihm die Schöpfungsordnung von einer anderen Seite her wie ein ‚rocher de bronce' erschienen ist, und er in den grossen Nöten und Schwierigkeiten des Lebens auf diesen Felsen gebaut hat. Aber ich hätte doch gern gesehen, wenn der eschatologische Standpunkt Luthers schärfer hervorgehoben worden wäre. Zweitens aber: zu Luthers Zeiten finden wir bereits die Mehrzahl der Ideen, die uns auf sozialsittlichem Boden heute als die modernen entgegentreten und die wir daher besonders schätzen und durchzusetzen versuchen[1]. Aber soweit sie vorhanden waren, waren sie hoffnungslos — wenigstens bei den meisten — verknüpft mit den abenteuerlichsten mittelalterlichen und revolutionären Ideen. Alles was heute bei uns unter den Schlagworten der bürgerlichen Freiheit, der Gleichheit vor dem Gesetz, des Gemeinbesitzes an den geistigen Gütern steht, kurzum alles das, was die modernen Ideen, sagen wir einmal kurz die von 1789, umfassen, das stand zu Luthers Zeit für die meisten in einer hoffnungslosen Verbindung mit revolutionären, abstrusen und grundstürzenden Ideen aller Art.

Das hat ja der Redner richtig betont. Aber ich hätte in seinen Darlegungen doch etwas von dem Tone gewünscht: „weil des Liedes Stimmen schweigen für den überwundenen Mann" — Sie kennen den Schillerschen Vers — „so will ich für Hektor zeugen"! Es gab doch im Reformationszeitalter Einzelne sowohl wie Kreise, die jene Ideen, die wir bei Luther vermissen oder die wir durch eine heroische Genialität bei ihm ersetzt sehen, in einem klaren Zusammenhange — angeschlossen an Religiöses, an die Bibel — zeigten und keineswegs in eine wilde Revolution hinausführen wollten. Leute, wie Denck und Sebastian Franck — ich könnte noch andere nennen — die haben, ohne wilde Revolutionäre zu

---

[1]) Diese Worte sind von uns gesperrt worden.
Die Schriftleitung.

sein, als die Bürger einer zukünftigen Zeit mit Umsicht und Ruhe soziale und freiheitliche Ideen zum Ausdruck gebracht, die Luther nicht gekannt hat oder so nicht hat kennen wollen[1]). Er hat sie verkannt oder abgelehnt; sie aber haben für sie gelitten, sind zum teil für sie gestorben. Für diese Leute hatte Luther nicht viel übrig. Das ist ja das Geheimnis des grossen thätigen Mannes, dass er erstlich in allem, was er thut, aus den unergründlichen Kräften des Ewigen in seiner Natur schöpft und zweitens das mit herber Ausschliesslichkeit aufgreift und thut, was die Gegenwart verlangt. Ein solcher Mann war Luther. Darum hatte er kein Auge, und weil kein Auge, so auch kein Herz für die sozialen und freiheitlichen Bewegungen und Ideen, die über die Gegenwart weit hinausweisen und die den unserigen heute viel näher stehen. Solche Bewegungen und Ideen gab es. Das aber ist die Tragik in der Geschichte, ja eigentlich überall das tragischste Blatt in ihr, dass in jedem Jahrhundert Menschen sind, die zu früh geboren sind, und die untergehen müssen mit ihren Ideen, weil die Zeit noch nicht diese höhere Stufe ersteigen kann, sondern erst die nächste erreichen muss. Aber wir wollen nicht vergessen, dass neben Luther und seiner heroisch-religiösen und an der „Schöpfungsordnung" gewonnenen oder mittelalterlichen Anschauung eine bunte, reiche und keineswegs nur revolutionär gefärbte Welt von Ideen, die zum teil den unserigen näherstanden, vorhanden war[1]). Luther aber ist darin dem grössten Staatsmann des 19. Jahrhunderts vergleichbar, dass er das schärfste Auge und den aufgeschlossensten Sinn für die Bedürfnisse der nächsten Gegenwart besessen hat und zugleich diesen Bedürfnissen in solcher Weise entgegengekommen ist, dass er die Grundlagen für den stetigen geschichtlichen Fortschritt gelegt hat. Danken wir Gott auch in sozialer Hinsicht, dass er uns geschenkt worden ist: alle wahrhaft grossen Männer in der Geschichte, die Epoche gemacht haben, haben in Grenzen gewirkt nicht durch Denken und Reden, sondern in durchschlagenden Thaten. (Lebhafter Beifall.)

Es wäre hocherfreulich, wenn diese Worte des angesehensten unter den heutigen protestantischen Theologen in weiteren Kreisen Wiederhall fänden. Wie lange sollen die alten Entstellungen der Streittheologie früherer Jahrhunderte noch dauern, die den kirchlichen Gegnern den Makel der „Revolution" unterschiedlos anzuhängen suchen? Es ist schlimm genug, dass die ältere Theologie durch eine derartige Aufhetzung der Obrigkeiten einst unsägliches Elend und Blutvergiessen über unser Vaterland und über viele unschuldige Leute gebracht hat; heute sollte man sich hüten, derartige Verdächtigungen fortzusetzen, da sie, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, der geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht schlagen und zugleich einen Beigeschmack haben, der einer achtungswerten Polemik unwürdig ist.

---

[1] Diese Worte sind von uns gesperrt worden.

Die Schriftleitung.

Der vierte Band der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche.

Der soeben erschienene vierte Band (Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1898, 812 S. gr. 8⁰) des bekannten Werkes (Christiani bis Dorothea) interessiert uns hier deshalb noch erheblicher als die bisher erschienenen Bände (s. M.H. 1896 S. 176, 1897 S. 129 u. 340), weil er eine Anzahl Artikel enthält, die uns besonders nahe angehen, nämlich die Artikel Comenius (Kleinert), Johann Denck (Hegler), Conrad Dippel (F. Bosse), Coelius Secundus Curione (Benrath), sowie mehrere andere, die wenigstens in mittelbarer Beziehung zu unserem Forschungsgebiete stehen, z. B. Dolcino (Sachsse), Deutschorden (Uhlhorn), Deismus (Troeltsch), Matthias Claudius (Hagenbach), Cromwell (Th. Kolde), Dante (Sander) und David von Augsburg (Lempp). Diese Artikel sind teilweise in vortrefflichen Händen gewesen; besonders hätte der Aufsatz über Comenius in keine bessere Hand kommen können.

Kleinert hat mit dem feinen Verständnis, das alle seine Arbeiten kennzeichnet, die wesentlichen Seiten des Comenius als Theologen (denn nur als solcher kam sein Wirken an dieser Stelle in Betracht) herausgehoben und mit wenigen, aber sicheren Strichen gezeichnet. „Wie Geschlechter und Gemeinschaften“, sagt Kleinert, „vor ihrem Untergange noch einmal in einem einzelnen Gliede ihre ganze Kraft und ihre besten Gaben zusammenzufassen pflegen, so vereinigt der reiche Geist des Comenius die mannigfaltige Begabung der Brüderkirche in hochbedeutender Weise.“ Einige seiner Schriften „sichern ihm für alle Zeiten einen ersten Platz unter den Klassikern christlicher Lehrweisheit“. In seiner Thätigkeit liegt, nach Kleinert, „etwas apostolisches“ und „giebt eine Vorstellung davon, wie der Episkopat der Urkirche vor seiner hierarchischen Verfälschung eine strömende Lebensquelle für die Gemeinde hat sein können“. Es ist sehr erfreulich, von einem theologischen Beurteiler die Thatsache ohne bedauernden oder tadelnden Zusatz angemerkt zu finden, dass die Erörterung dogmatischer Fragen dem grossen Gelehrten ferner lag; sehr richtig fügt Kleinert hinzu, dass hieran nicht mangelnde theologische Einsicht oder Gelehrsamkeit, sondern der grundsätzliche Standpunkt des Comenius und der Brüdergemeinde überhaupt schuld war: nicht die „Orthodoxie“, sondern die „Orthopraxis“ lag ihnen zumeist am Herzen und während Comenius an der Fortbildung der eigentümlichen Vorzüge, die seine Gemeinde in dem Aufbau ihrer Organisation besass, mit Eifer arbeitete, unterliess er es absichtlich, sich in Begriffsbestimmungen der sog. Central-

dogmen u. s. w. näher einzulassen. „Sein Name“, sagt Kleinert, „steht unvergessen in der Reihe der grossen Friedenstheologen, deren Wirksamkeit die freundlichste Oase in der Wüste des friedlosen Jahrhunderts bietet.“ Das letzte Ziel alles seines Thuns und Strebens, auch des pädagogischen, erkennt Kleinert in der Herstellung „eines Zustandes menschlicher Gemeinwohlfahrt, der auf vollkommener menschlicher, sittlicher und frommer Bildung beruhen sollte“. Das ist ganz zutreffend gezeichnet: der Aufbau des „Tempels der Weisheit“, wie Comenius es nennt, oder des „Hauses Gottes“ wie Denck sagt, war das letzte Ziel seiner Arbeit.

Was den Artikel Heglers über Denck betrifft, so können wir denselben leider nicht in gleicher Art unterschreiben, wie den über Comenius. Zwar wissenschaftlich exakt, mit Beherrschung der Quellen ist er geschrieben, aber das was Kleinert auszeichnet, fehlt Hegler völlig: er hat das Wesen des Mannes, den er schildern wollte, ebensowenig erkannt, wie die grundlegenden Gedanken seiner philosophisch-religiösen Ideen, und befangen in theologisch-protestantischen Schulbegriffen wie er ist, wird Hegler dem Manne, den er schildern will, keineswegs gerecht, wie denn z. B. die missbilligenden Seitenblicke auf mangelnde dogmatische Schärfe, den fehlenden „gelehrten Ton“, wie sie die rechtgläubige Beurteilungsweise liebt, natürlich hier nicht fehlen. Denck ist ausser Stande, „die Heilslehren der Reformatoren zu verstehen“, es fehlt ihm und seinen Ideen der „feste Zusammenhang“ und die „volle Klarheit“. Auch der Charakter des Mannes ist nicht rein, denn nach dem Zeugnis seiner Gegner, denen völlig zu misstrauen wir keinen Anlass haben, ist Denck „in jenen stürmischen Jahren über die Versuchungen der Zweideutigkeit und Hinterhaltigkeit .... nicht immer Herr geworden“. Dencks Umgang sind „die Kreise der Unzufriedenen“, er ‚murmelt in den Winkeln‘. Noch immer wird die falsche Behauptung wiederholt, dass Denck Münzers und Karlstadts Schüler sei (S. 577); und die völlig unhaltbare und in keiner Quelle nachweisbare Angabe, dass Denck im Jahre 1525 (also unter Münzers Einfluss) nach Mühlhausen i. Thür. als Lehrer gekommen sei, gilt Hegler immer noch als wahrscheinlich; dies ist ja auch die einzige Thatsache, die die Behauptung der geistigen Abhängigkeit von Münzer stützen könnte. Es ist im ganzen erklärlich, wenn Hegler in den Überlieferungen, wie sie die gleichzeitigen theologischen Gegner festgelegt haben, im wesentlichen stehen bleibt, aber es ist doch bedauerlich, dass er die wirklichen und grossen Verdienste des Mannes, z. B. seinen Kampf für die Gewissensfreiheit, ferner eine Reihe von Gedanken, die späterhin durch Männer wie Leibniz, Herder, Schleiermacher u. A. von so grosser Bedeutung für die Entwicklung der protestantischen Theologie geworden sind, gar nicht hervorhebt. Zwar erkennt Hegler wenigstens in Dencks Lehre vom inneren Wert „einen spekulativen Keim“, fügt aber abschwächend gleich hinzu, dass derselbe wenig entwickelt wird. Man kann nicht ohne Erstaunen bemerken, dass die Theologie Osianders, Bucers,

Rhegius' und Zwinglis noch heute für diese Vertreter wissenschaftlicher Theologie die Richtschnur bilden, an der alle Erscheinungen religiöser Art gemessen werden. Die Billigung, welche Hegler den Ausführungen Lüdemanns (Reformation und Täufertum in ihrem Verhältnis zum christl. Princip 1896; s. darüber M.H. der C.G. 1897 S. 136 ff,) zuteil werden lässt, ist für beide Theologen gleich charakteristisch. Die einzige Leistung Dencks, welche rückhaltlos anerkannt wird, ist die in Verbindung mit Hetzer herausgegebene Übersetzung der Propheten (S. 578); aber sie blieb, wie Hegler sehr richtig und zugleich sehr bezeichnend für die Kampfesweise der Gegner bemerkt, unbeachtet und ohne Erfolg, weil die Parteistellung ihrer Urheber die Anerkennung der Leistung unmöglich machte. Gleichwohl ist der Artikel Heglers in seiner Ausführlichkeit und mit seinen zahlreichen Quellenangaben mit Genugthuung an dieser Stelle zu begrüssen. Sein Vorhandensein beweist, dass die Zeit vorbei ist (die im Jahre 1855 erschienene erste Auflage der Realencyklopädie enthielt überhaupt keinen selbständigen Artikel über Denck), wo man ihn gänzlich totschweigen konnte. Damit ist die Hauptgefahr, die Gefahr völliger Zurückdrängung, beseitigt; wird der Mann erst wieder bekannt, so wird er schon sich selbst den Weg bahnen.

In gleicher Weise ist es erfreulich, dass jetzt der in der ersten Auflage vollständig übersehene Coelius Secundus Curione (S. 353 bis 357) eine eingehende Würdigung von Seiten einer so berufenen Autorität, wie es Karl Benrath auf diesem Gebiete ist, erfahren hat. Benrath war bei seinen Studien zur Geschichte des sog. Anabaptismus in Venedig (s. Theol. Stud. u. Krit. 1885 S. 20 ff.) auf Curione gestossen, da dadurch die bisher gänzlich unbekannte Thatsache an das Licht kam, dass der berühmte Gelehrte an dem im September 1550 zu Venedig abgehaltenen „Concil" der Täufer teilgenommen hatte; später hat B. dann viel neues Material über Curione gesammelt, das jetzt in sehr übersichtlicher Weise in obigem Aufsatz gesammelt vorliegt. — Besondere Beachtung verdient auch der ansführliche Artikel, den Troeltsch (Heidelberg) dem Deismus gewidmet hat (S. 532—559). Danach ist es unzweifelhaft, dass diese Richtung — Troeltsch erkennt in dem Deismus „die Religionsphilosophie der Aufklärung", aus der die moderne Religionsphilosophie überhaupt entsprungen ist — ihre Blüte dem berühmtesten und populärsten englischen Philosophen John Locke († 1704) verdankt, der sich nicht bloss der philosophischen, sondern (nach der Revolution von 1688 und der Erklärung der Pressfreiheit 1694) auch der theologischen Fragen bemächtigte. Wir empfehlen den Artikel von Troeltsch um so mehr der Beachtung, als wir John Locke und vielen seiner Mitstreiter in unserer Gesellschaft besondere Beachtung schenken. — Im Ganzen zeigen die historischen Artikel des vorliegenden Bandes einen erfreulichen Fortschritt; auch ist es zu begrüssen, dass so wichtige Artikel, wie der über Cromwell (Kolde), die man in den früheren Auflagen vergeblich sucht, jetzt nicht mehr fehlen. Wenn aber die Leitung des Unternehmens be-

sondere Artikel über den Borromäus-Verein, den Canisius-Verein oder über den Einsiedler-Verein der Brictiner für notwendig hält (wir haben ja nichts dagegen), so scheint es doch nicht unbillig, dass man auch Artikel über den Diakonie-Verein (begründet von Prof. D. Zimmer) und über die Comenius-Gesellschaft in der Realencyklopädie erwartet. Leider sucht man beide Vereine umsonst. Offenbar hält man beide für minder beachtenswert, auch für Evangelische, als z. B. den katholischen Einsiedler-Verein.

Ludwig Keller.

Besprechungen und Anzeigen.

Hugo Wuttge, Erkenntnistheorie und Ethik des Tommaso Campanella. Inauguraldissertation. Halle, Kämmerer 1897. 69 S.

Vorliegende Schrift ist durch eine nähere Beschäftigung mit dem Pädagogen Comenius veranlasst worden. Unter den Vorgängern, auf die sich Comenius als ausgesprochener Eklektiker öfters beruft, denen er viel Anregung für die Gestaltung seiner philosophischen Weltanschauung und seiner Didaktik zu verdanken bekennt, nennt er öfters mit Hochachtung den Namen des bedeutendsten der italienischen Naturphilosophen des Renaissancezeitalters, Tommaso Campanella, der als Märtyrer seiner Überzeugung in mehr als fünfzig Kerkern herumgeschleppt worden ist. Seine Anlehnung an Campanella geht so weit, dass er ganze Partien aus der Physik des Campanella seinem eigenen Werk über diesen Gegenstand zum Teil wortgetreu einverleibt hat, wie dies Kvacsala und Reber (J. A. Comenii Physicae Synopsis XXV sqq.) dargethan haben. Der bekannteste Comeniusforscher der Gegenwart, Kvacsala selbst, hat es als eine dankbare Aufgabe bezeichnet, die Beziehungen zwischen Comenius und Campanella überhaupt näher darzulegen. Hiezu will die gegenwärtige Schrift eine Vorarbeit liefern, indem sie — überhaupt erstmals — die Erkenntnistheorie und Ethik Campanellas in ihren Grundzügen darstellt, als Ergänzung zu der in deutscher Sprache, Halle 1887, erschienenen Abhandlung des Italieners Felici über die Religionsphilosophie Campanellas. — Die Einleitung giebt einen kurzen Abriss seiner Seelenlehre. Für dieselbe ist die Dreiteilung „Körper, Geist und Seele“ charakteristisch. Die Seele nennt er bald mens bald anima, so aber, dass er wieder mens als die eigentümlich menschliche Seele von der auch den Tieren zukommenden anima sensitiva unterscheidet, in

Übereinstimmung mit der der aristotelisch-scholastischen Philosophie geläufigen Unterscheidung der ψυχη αἰσθητικη von der ψυχη νοητικη. Den „Geist“, spiritus, stellt sich Campanella nicht wie wir unserem Sprachgebrauch gemäss pflegen, als ein höheres Prinzip gegenüber der Seele vor, sondern als eine niedrigere Potenz, welche die Vermittlung zwischen der Seele und dem Körper und den Verkehr mit der Aussenwelt besorgt, eine Art „körperhaften Hauch“, der vergänglich ist, während die Seele unvergänglich ist — eine damals allgemein verbreitete Anschauung, die sich noch in Bezeichnungen des Volksmunds, wie „Senfgeist“ u. a. erhalten hat. Freilich gelingt es ihm nicht, das Verhältnis dieser drei Bestandteile zur vollen Klarheit zu bringen. — Dasselbe ist bei seiner Erkenntnistheorie der Fall. Verfasser bespricht zuerst Quellen und Inhalt der Erkenntnis, dann die Art und Weise des Erkennens und den Wert der Erkenntnis nach Campanella. Das Erkennen des Menschen richtet sich gemäss der Doppelnatur seines Wesens, entsprechend der Unterscheidung von anima sensitiva und mens, auf das Endliche und das Unendliche, Welt und Gott. Die Quelle für die Erkenntnis Gottes ist die mens, ihren Höhepunkt und Abschluss erreicht diese Erkenntnis in der religio, welche die Vereinigung der Seele mit Gott sucht. Damit verknüpft sich die Erleuchtung der Seele über ihr eigenes Wesen. Dagegen die Quelle für die Erkenntnis der Aussenwelt ist der Sinn. Die Welt, den codex dei, lesen wir nur durch die Sinne. Zwar können sie uns täuschen, aber doch berichtigen wir die Täuschung durch anderweitiges Zeugnis derselben Sinne. Bisher handelte keine Wissenschaft über die Dinge, wie sie sind, sondern wie sie erscheinen und für uns sind. Nun aber haben wir den einzig sicheren Weg einer in das Objekt selbst eindringenden Erkenntnis in der sinnlichen Wahrnehmung.

So stellt sich also Campanella entschieden auf die Seite derer, die dem in die abgezogene aristotelische Begriffswelt gebauten, von der Wirklichkeit abgewandten Geist der Zeit das neue Bild einer durch die Sinne zu enthüllenden Welt vorhalten, der trügerischen Einbildung des Intellekts die untrügliche Gewissheit der Sinne gegenüberstellen. Er gehört zu den Fahnenträgern des Empirismus, wie er in Bacon, Locke u. a. seine Ausbildung gefunden hat. Freilich sind seine Ausführungen noch vielfach mit rationalistischen Elementen verquickt, und wie sehr sein Denken noch im Dogmatismus steckt, von dem er sich losringen will, ergiebt sich daraus, dass er für seine Ansichten unbedenklich sich auf die h. Schrift und die Kirchenväter beruft, wobei freilich das Streben mitwirkt, seiner Philosophie kirchlichen Anstrich zu geben.

Was die Ethik Campanellas betrifft, so fasst der Verf. sein Urteil dahin zusammen, dass er einerseits ausgesprochene Neigung zum Naturalismus zeigt, indem er in der Selbsterhaltung das höchste Gut und das letzte Ziel des menschlichen Handelns sieht, andererseits einen stark theologisch-mystischen Zug verrät. Merk-

würdig ist, dass auch in seinem kühnen politischen Zukunftsgemälde, dem Sonnenstaat, in dem er seine Staatstheorie entwickelt und Ideen ausspricht, die erst viel später, besonders stark in unserer Zeit die Welt bewegen sollten, die Selbsterhaltung zu den Grundbegriffen gehört und doch wieder die Überwindung des Egoismus als erste Forderung des Gemeinwesens hingestellt wird. Auch hier entbehren seine Ausführungen der Konsequenz und Klarheit.

Wuttges Arbeit bestätigt das Urteil Sigwarts über den ganzen Mann (Kleine Schriften I, 127): „Ein treuer Repräsentant der Gährung heterogener Elemente und des unbändigen Dranges nach neuen Gestaltungen der idealen wie der wirklichen Welt, steht Campanella an der Scheide des siebzehnten Jahrhunderts, ein Mann von ungewöhnlicher Kraft des Geistes, von schöpferischer Phantasie, von titanischem Streben, von prophetischer Zuversicht, aber wunderbar phantastisch, abenteuerlich im Leben, abenteuerlich im Denken, einer der Merkwürdigsten unter den Bahnbrechern der neuen Ideen, durch welche ein Ausweg aus der Schulphilosophie des Mittelalters gesucht und eine Wissenschaft erstrebt wurde, in der das Gesamtbewusstsein der Zeit sich naturgemäss und ungehemmt verkörpern konnte."

Zur Kenntnis dieses bedeutenden Mannes giebt die gegenwärtige Schrift einen dankenswerten, verdienstlichen Beitrag.

Nagold (Württemberg). Seminarrektor Dr. Brügel.

Meister Jacob Böhme. Ein Beitrag zur Frage des nationalen Humanismus, von Dr. Alex. Wernicke, Direktor der Städtischen Oberrealschule und Professor an der Herzoglichen Technischen Hochschule zu Braunschweig. Beilage zum Jahresberichte der Städtischen Oberrealschule zu Braunschweig von Ostern 1898.

Den Kern dieser Abhandlung bildet der Bericht über eine Böhme-Feier in Braunschweig, bei welcher der Verfasser die Festrede gehalten hat. Es kommt ihm darauf an, die Bedeutung dieser Feier ins rechte Licht zu setzen, und darum zeigt er, weshalb sie sowohl bei dem Schulmann, als auch bei dem Volksfreunde Beachtung verdient. Jacob Böhme rechnet er zu den selbstlosen Persönlichkeiten von nationalem Gepräge, wie sie gerade unsere Zeit nötig habe. Zu solchen Persönlichkeiten unsere Kinder heranzubilden, ist die Aufgabe der Schule, und solche Persönlichkeiten dem Volke in festlichen Veranstaltungen vor die Augen zu stellen, das sollte sich jeder Volksfreund angelegen sein lassen. Die Schule arbeitet auf ihr Ziel hin, seitdem die Preussischen Lehrpläne vom 6. Januar 1892 „den nationalen Humanismus als das gemeinsame Kernstück der Erziehung" für alle höheren Schulen bestimmt haben. Der nationale Humanismus wird gepflegt durch den Unterricht in der Religion, im Deutschen und in der Geschichte, welche Fächer die Lehrpläne für die ethisch bedeutsamsten erklärten. National ist er, weil er aus der heimischen Kultur seine Kraft zieht, aus fremden Kulturen nur in-

soweit, als sie die heimische befruchtet haben oder noch befruchten. Dieser Humanismus bildet das Gegengewicht gegen die wirtschaftlichen Interessen unserer Zeit. Wohl hat auch die Schule ihnen Rechnung tragen müssen durch Einrichtung eines sechsklassigen allgemein bildenden Lehrganges. Aber sie sucht auch zugleich den Gefahren der Verflachung und der gegenseitigen Entfremdung, welche die berufliche Arbeit zwischen den Gliedern der Nation herbeiführen könnte, durch jene drei ethischen Unterrichtsfächer vorzubeugen, welche ein gemeinsames Gebiet des Denkens, Fühlens und Wollens schaffen sollen. Nachdem der Verfasser die Pflege des nationalen Humanismus als die Hauptaufgabe aller Schulen bestimmt hat, verbreitet er sich über die der Schule damit zugewiesene Doppelaufgabe: 1. die Dreiheit, welche die Fächer Religion, Deutsch und Geschichte bezeichnen, zur Einheit zu gestalten, 2. die anderen Fächer zu jener Einheit in Beziehung zu setzen. Er zeigt, wie die Lösung dieser Aufgabe möglich geworden ist durch den veränderten Begriff der allgemeinen Bildung, die nicht mehr bloss in die Kenntnis der alten Sprachen gesetzt wird, und andererseits durch den mehr und mehr anerkannten Grundsatz, dass es sich in der Schule nicht um Mitteilung von Gelehrsamkeit, sondern um Erziehung handle oder genauer um die Heranbildung zu Menschen, die ihre Zeit verstehen und auf ihre Zeit zu wirken vermögen. Für die Idee des nationalen Humanismus muss aber auch ausserhalb der Schule gewirkt werden. Dazu ist eine Erziehung von freierem Gepräge nötig, eine solche, bei der man den Erzieher nicht merkt. Man kann sie die Erziehung der Ungebildeten durch die Gebildeten nennen. Zu ihren Mitteln gehören öffentliche Feiern, zu denen sich alle Stände vereinen, Nationalfeste und die Vorführungen deutscher Kunst. Nachdem so für die Würdigung der Böhme-Feier der rechte Standpunkt gefunden ist, beschreibt Verfasser diese selbst und lässt dann seine Festrede folgen, in welcher er nach einem kurzen Überblick über Entwicklung und Bedeutung des deutschen Handwerkerstandes den Görlitzer Handwerker als den Mann schildert, welcher in dem Jahrhundert nach der Reformation, in der „Diadochenzeit der Pastoren“ für den deutsch-christlichen Gedanken gekämpft und gelitten hat.

Das ist etwa der Gedankengang der geistreichen Abhandlung, an der der Leser nur eines aussetzen dürfte, nämlich dass die beiden ersten Teile des schön gegliederten Ganzen zu eingehend behandelt sind, was den Genuss etwas beeinträchtigt.

Hagen i. W. **Bötticher.**

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Vormals Fichte-Ulricische Zeitschrift.) Herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg. Leipzig. C. E. M. Pfeffer. Jahrg. 1897 (Bd. 110. 111). Preis des Bandes (316 S.) 6 M.

Ein wesentlicher und in wertvoller Weise orientierender Teil dieser Zeitschrift ist mit kritischen Referaten über neue Erscheinungen,

Rezensionen und bibliographischen Übersichten ausgefüllt. — Eingeleitet wird der Jahrgang passend mit einem Gedenkblatt R. Euckens für den jüngeren Fichte, dessen hundertster Geburtstag (16. Juli 1896) fast unbemerkt vorübergegangen sei. Eucken empfindet es als eine Art Ungerechtigkeit, dass die zusammenfassenden Geister von der Nachwelt den führenden Männern so nachgesetzt würden. Da ist man dann so schnell bereit mit der Censur: Nur ein Eklektiker, ein Synkretist, und bedenkt nicht, dass gerade solche Leute dem Publikum seine Weltanschauung machen. Das ist wahr. Aber hier zeigt sich das Übermenschliche in der Mission des Genies, das die Welt doch zu empfinden scheint; die Ehrfurcht, die man vor dem älteren Fichte oder Hegel, vor Bach oder Beethoven hat, ist von fast religiöser Färbung. Und nur Persönlichkeiten ernten solche Ehrfurcht. Talente dagegen, wie der jüngere Fichte, haben etwas Unpersönliches, dem unpersönlichen „Publikum" Verwandtes. Daher pflegen sie die öffentliche Meinung zu machen. Jene ganze vermittelnde, moderne Richtung, von Schleiermacher bis Lotze, ist von ihnen hervorgebracht, eine Abspiegelung des Genialen in der Seele des Talentes; und soll man wirklich den qualitativen Unterschied zwischen beiden verwischen? — Es ist schwer, für die bezeichnete Richtung einen gemeinsamen Namen zu finden; es ist eine konservativ abgetönte Romantik, ihr Klassiker ist Lotze. Bd. 111, 2 bringt einige ungedruckte Briefe von ihm an Fechner, die jedoch rein persönlicher Art sind, hie und da aber Lotzes resignierend feine Denkungsweise durchschimmern lassen. Über eine ganz andere Richtung der Romantik berichtet Vorländer, nämlich über Sören Kierkegaards Angriff auf das Christentum. (Bd. 111, 2.) Kierkegaard ist etwas, wie ein christlicher Schopenhauer und Nietzsche, also durchaus ein Sohn der Romantik; wie diese in den objektiven „Ideen" keine Kategorien fanden für die Wirklichkeit des Schmerzes und der Liebe ihres Innern, so erscheint Kierkegaard, dem Kranken, Nervösen, die objektive, kühle Kirchlichkeit als ein Hohn auf sein wundes Herz. Darum will er die Ruhe der Kirche stören; sie soll nicht mehr ein blosser Kulturfaktor sein, sondern eine subjektive Macht. Fast noch interessanter als Kierkegaard selbst ist die Aufnahme, die er erfährt. Die kirchlichen Kreise lesen ihn zum Teil sehr gern, er erschüttert, packt — und es bleibt alles wie zuvor, obwohl er ihnen ihre Kirche als eine wahre Satanserfindung hinstellt. Woher dieser Misserfolg? Weil er nichts positiv Neues zu bieten hat! Denn die Parole: Zurück zum Urchristentume, flieht aus der Welt und Kultur! ist doch rein negativ. Interessant ist ja seine echt moderne Abneigung gegen alle Metaphysik. L. Busse bemüht sich (Bd. 111, 1), die Nützlichkeit der heut so vernachlässigten Metaphysik für Philosophie und Theologie nachzuweisen. Es ist ja ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, dass es solcher Mahnungen bedarf. Als wäre Metaphysik etwas, das man treiben oder vernachlässigen dürfe ganz nach Belieben. In einer Reihe von Sonetten, „Confessionen" betitelt (Bd. 110, 2),

schliesst O. Liebmann mit der Prophezeiung: „Solange Menschen Menschliches empfinden, solange wölbt sich fern in heilgen Fernen der höchste Dom mit seinen ewgen Sternen“. Aber von jeher haben die Menschen Übermenschliches empfunden und auch auszusprechen gesucht. Sicherlich ist es am verwunderlichsten, dass gerade die Vertreter des Christentums von Beruf sich so vor der Metaphysik ängstigen. Als wenn eine Verchristlichung des Erkennens nicht das einfache Korrelat wäre zu der vielbetonten Verchristlichung des Willens. Ja, jenes Ideal eines Luther, eines Böhme, Comenius, Bach: das einer weltüberlegenen christlichen Kultur, ist verloren gegangen. Man will nur ein Christentum als Kulturblüte, nicht eine Kultur, die aus dem Christentume erblüht wäre. Der Satz, das Christentum müsse dem Christen der Inbegriff aller Wahrheiten sein, klingt dem heutigen Geschlechte ungeheuerlich. Woher stammt die heutige Auffassung? Aus dem Rationalismus und Panlogismus. Leibniz war Hegels grosser Vorgänger in der Begründung des Satzes, dass die Natur von selbst zur Gnade führe. C. Lülmann behandelt (Bd. 111, 1) Leibniz' Anschauung vom Christentume. Wir können uns mit der als Materialsammlung wertvollen, übrigens sehr klar geschriebenen Abhandlung doch nicht ganz identifizieren. Es liegt etwas Tiefsinniges und Hochklassisches in Leibniz' Religionsphilosophie, das uns nicht zur rechten Geltung zu kommen scheint. Leibniz' Anschauung ist nicht, wie der Verfasser meint, ethisch, sondern durchaus metaphysisch bestimmt — das eben unterscheidet ihn von seinen heutigen Erben. Jene apriorische Begründung der Theodicee (der Kampf der Weltpläne um die Bewusstseins- und Willensschwelle Gottes) begründet seine Anschauung, dass die Welt die sich realisierende absolute Vernunft ist; wie ein Vorgänger Hegels, so ist er sozusagen ein Fortsetzer der griechischen Theologie vom Logos als der Weltseele. — Doch genug. Noch manche andere Aufsätze wären namhaft zu machen, besonders eine schätzenswerte Abhandlung von H. Schwarz: Descartes, Untersuchungen über die Erkenntnis der Aussenwelt (Bd. 110, 1). Die übrigen systematischen Aufsätze sind meist erkenntnistheoretischen und ethischen Gehaltes.

Berlin. Dr. **G. A. Wyneken.**

V. Heyfelder, Über den Begriff der Erfahrung bei Helmholtz. Berlin 1897. R. Gaertners Verlag. 81 S. gr. 8⁰. 1,60 M.

Ein wichtiger Vorzug dieser sorgfältigen und trefflichen Arbeit ist, dass der Verfasser, ausgerüstet mit einer ungewöhnlich sicheren Beherrschung des Kantischen Kritizismus ans Werk geht. Helmholtz' will eine Art reformierter Kantianismus sein, und mit überzeugender Klarheit weist der Verf. (s. besonders I, 2 und II, 1) nach, dass davon nicht die Rede sein kann. Es wäre, beiläufig gesagt, keine undankbare Aufgabe für das kritische Talent des Verf., auch einmal jene naturwissenschaftlich bestimmte Lehre, die sich für Spinozismus hält, einer gleichen Prüfung zu unterwerfen. Denn mit Recht erklärt

der Verf. Helmholtz' Standpunkt aus seinem rein naturwissenschaftlichen Ausgangspunkte. Von hier aus musste er schnell zur Einsicht in die Subjektivität der sinnlichen Qualitäten der Dinge kommen. „Eine derartige Nötigung, Positionen der naiven Ansicht aufzugeben, liegt für die Naturwissenschaft nicht vor in Rücksicht auf die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse der Aussenwelt.“ Das Problem von Ich und Nicht-ich ist Helmholtz gar nicht aufgegangen; aber nicht genug, dass er damit die ganze spekulative Arbeit der grossen nachkantischen Philosophen ignoriert, auch Kant selbst fasst er so transcendental-realistisch auf, dass sein reformierter Kantianismus kaum etwas anderes ist, als die Lehre Lockes. Eben von diesem naiven Standpunkt aus konnte Helmholtz glauben, das erkenntnistheoretische Grundproblem einfach psychologisch lösen zu können. Hiergegen richtet sich die überzeugende Kritik, die der Verfasser in seine objektive Darstellung der Helmholtzschen Lehre einflicht.

Berlin. Dr. **Wyneken.**

D. Dr. O. Riemann, Der lebendige Christus. Eine Auswahl von Predigten. Magdeburg. C. E. Klotz. 1898. XI u. 238 S. gr. 8⁰. 4 M.; geb. 5 M.

Diese Predigten — der 3. Teil der Predigten und Reden des Verfassers — richten sich an gebildete, aber kirchlich interessierte Leser und zeichnen sich durch Kürze aus. Ihrer Form nach sind sie unzweifelhaft geistreich, und nur selten lässt den Verfasser der gute Geschmack im Stiche. Übrigens lassen die Predigten auch eine angenehme Einfachheit nicht vermissen. Was ihren Inhalt anbetrifft, so ist hervorzuheben, dass sie eben wirklich auf die Interessen moderner kirchlicher Kreise, und ohne charakterlose Konnivenz, eingehen. Aber sie teilen die Eigentümlichkeit fast aller Predigten, dass sie die Hauptsache voraussetzen. Man denke sich, dieser Band falle etwa einem gebildeten Buddhisten in die Hand: derselbe wird absolut nicht im Stande sein, hieraus sich eine Vorstellung von der christlichen Religion zu machen. Ists ein Zufall, dass in manchen Predigten der Name Christi entbehrlich ist, ja, fast fehlt? Man sagt, der Prediger müsse die Elemente des Christentums voraussetzen. Aber sollte wirklich der Hörer von sich aus mit den Worten: Auf, gehe zu Christus! einen unbildlichen Sinn verbinden können? Hic Rhodus, hic salta! Gerade das Vielgenutzte wird damit allmählich ins Unbewusste gedrängt, wird Teil des Instinktes, aber nur als mühelose Redewendung, und auch Denken ist nur leises Sprechen. Darüber liesse sich viel sagen; gerade die elementarsten Begriffe fehlen dem Laien heute; und nicht dem Laien allein. Dr. **Wyneken.**

J. Lattmann, Ratichius und die Ratichianer Helwig, Fürst Ludwig und Walther, Kromayer, Evenius und Herzog Ernst; auch Rhenius. Zur Geschichte der Pädagogik. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1898. IV u. 260 S. gr. 8⁰. 5 M.

Die Ratichiusforschung ist in neuerer Zeit mehr und mehr zu dem Ergebnisse gelangt, dass Ratichius es in der That verdient, den grossen Pädagogen Deutschlands zugezählt zu werden. Bei den hierauf bezüglichen Untersuchungen ist aber auch zu Tage getreten, wie weit sich die an jenen Mann anknüpfende Bewegung erstreckt hat, und neben ihm ist nun eine ganze Reihe von Pädagogen namhaft gemacht worden, die seiner Methode sich angeschlossen und dieselbe je nach ihrer Eigenart und nach den Verhältnissen, in denen sie wirkten, aus- und fortgebildet haben. Die Arbeit über diese Ratichianer hat durch das oben genannte Buch eine wesentliche Förderung erfahren; der Verfasser, der erst kürzlich durch seine Geschichte der Methodik des Lateinunterrichts eine wichtige Ergänzung zur Geschichte der Pädagogik überhaupt geliefert hat, ist darin einer Anzahl von Ratichianern näher getreten und hat zu ihrer Charakteristik und zur Würdigung ihrer pädagogischen Bedeutung schätzenswertes Material zusammengestellt, kurz, er hat ein Buch geschrieben, an dem Niemand vorübergehen darf, der in der Pädagogik des 17. Jahrhunderts zu Hause sein will. Kann man also im allgemeinen mit der Absicht Lattmanns, dem Ratichius „die richtige Stellung zu geben, besonders aber auch die wahre Bedeutung der Ratichianer ins rechte Licht zu stellen“, einverstanden sein, so verdient anderseits sein Bestreben, Ratichius „nur als pädagogischen Phantasten und Abenteurer“ anzusehen, entschiedenen Widerspruch. So tadelnswert es sein würde, wollte man versuchen, den Didaktikus von allen Fehlern und Schwächen reinzuwaschen und alle Schuld an dem Misslingen seiner Pläne auf andere zu schieben, so wenig gerechtfertigt erscheint es, wenn der Verfasser das Gegenteil thut und in dem Bestreben, den Ratichianern, zumal Evenius, zu ihrem Rechte zu verhelfen, dem Ratichius fast jede Bedeutung abspricht und an seinem Charakter nichts gutes lässt. So verfällt Lattmann in den Fehler, den er den Lobrednern des Ratichius vorwirft, selbst und lässt sich von seinem Eifer bisweilen zu weit führen. Es ist hier nicht der Ort auf einzelnes einzugehen, aber auf zwei Punkte möchte ich doch hinweisen: 1. Helwig nennt den Ratichius einen Schwärmer und Zänker und wird damit wohl Recht haben, Lattmann selbst bezeichnet ihn als Phantasten; passt es wohl dazu, wenn er ihn daneben als einen schlauen und berechnenden, seine Gedanken mit Vorbedacht in doppelsinnige Worte hüllenden Menschen darstellt? Er widerspricht übrigens selbst diesem Urteil, indem er (S. 31, Anm.) erklärt: „Eine solch abwägende Redeform ist der Natur des R. zuwider.“ 2. Kann man wirklich aus der damals verbreiteten Neigung zu geheimen Gesellschaften und aus den Idealen der von Ratichius vertretenen Sache allein, wie Lattmann will, es erklären, dass immer und immer wieder wahrhaft bedeutende und grossgesinnte Männer, Politiker wie Gelehrte, sich von ihm anziehen und begeistern liessen? Einem Manne ohne alle Genialität und innerer Tiefe wäre das vielleicht in einem und dem andern Falle, sicherlich aber nicht so oft gelungen, wie bei Ratichius es geschehen

ist. Nein, je mehr man durch Einzelforschung in die pädagogische Bewegung jener Zeit eindringen wird, je mehr Ratichianer dabei zum Vorschein kommen werden — denn nur einige von ihnen, wenn auch vielleicht die hervorragendsten, hat Lattmann behandelt —, desto deutlicher wird sich zeigen, dass das Gemeinsame, das sie alle verbindet, eben von Ratichius stammt, und dass er in der That den Namen eines Schulhauptes verdient, wenn auch er natürlich, nicht anders als ein Comenius und Pestalozzi, auf den Schultern seiner Vorgänger steht und seine Grundsätze von andern weiter ausgeführt und fruchtbar gemacht worden sind.

Zwickau i. S. P. Stötzner.

Otto Kämmel. Christian Weise, ein sächsischer Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Der XLIV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden gewidmet von den höheren Schulen Sachsens. Leipzig, B. G. Teubner, 1897. Gr. 8^{0}. IV, 85 S. 2,80 Mk.

Bis vor Kurzem räumte man Christian Weise (1642—1708) nur in der Litteraturgeschichte einen Platz ein, wo man ihn seiner Schreibseligkeit wegen zu tadeln, seine „naturelle“ Dichtungsart aber im Gegensatz zu Lohenstein zu loben pflegte; in der Geschichte der Pädagogik dagegen fand er höchstens als Verfasser zahlreicher Schulkomödien Erwähnung. Neuere Forschungen indessen haben ergeben, dass Weise als Pädagoge doch eine wesentlich höhere Schätzung verdient, als bisher angenommen wurde. Auch er ist den pädagogischen Reformern des 17. Jahrhunderts zuzurechnen, und was ein Ratke und Comenius in der ersten Hälfte dieses Zeitraums gefordert hatten, Pflege der Muttersprache, ohne dabei das Latein zu vernachlässigen, und Berücksichtigung der Realien im Unterrichte, das hat auch er dann vertreten und ist dabei noch einen Schritt weitergegangen, indem er von der lateinischen Komposition seine Schüler zur „deutschen Oratorie“ weiterführte. Denn: »non scholae sed vitae discendum est« lautete sein Wahlspruch, „nicht Römer und Athener will er erziehen, sondern Menschen der Gegenwart . . . Seine beiden Ziele sind: christliche Frömmigkeit und Wissenschaft fürs Leben.“ In diesem Sinne hat Weise nicht nur an seiner Schule gewirkt, sondern seine Methode und seine Schriften haben weithin Einfluss gehabt. So etwa charakterisiert O. Kämmel in der vorliegenden Schrift den alten Zittauer Rektor. In der Einleitung dazu handelt der Verfasser von den Wandlungen des deutschen Bildungsideals, das seit der Reformation viermal gewechselt hat: vom konfessionellen Theologen und Humanisten des 16. Jahrhunderts kam man zum homo politicus des folgenden; aus diesem machte das 18. Jahrhundert einen philosophisch-ästhetischen Weltbürger, bis endlich unsere Zeit in dem wissenschaftlich gebildeten, aber auch wahrhaften Staatsbürger das Ideal eines Mannes zu sehen angefangen hat. Dass Weise ein hervorragender Vertreter der zweiten Richtung war, geht aus dem oben Gesagten hervor. Kämmel

schildert dann sein Leben in drei Abschnitten (Bildungsgang 1642 bis 1670, Professur in Weissenfels 1670—1678, das Rektorat in Zittau 1678—1708); das nächste Kapitel ist Weises pädagogischen Reformgedanken und Reformen gewidmet, wovon bereits eingangs die Rede war, und im Schlusskapitel, dem noch reichliche Anmerkungen und ein Unterrichtsplan für den Winter 1678/79 folgen, wird allerlei Häusliches und Persönliches berichtet, das recht geeignet ist, die liebenswürdige Persönlichkeit Weises ins beste Licht zu setzen. Dabei fehlt nicht der historische Hintergrund, und seine Detailmalerei nebst liebevoller Betonung des Örtlichen, wie sie eben nur einem Landsmanne Weises möglich war, vervollständigen das Bild und verleihen ihm wahres Leben. Man hätte nur wünschen mögen, dass, was freilich in einer Gelegenheitsschrift nicht wohl möglich war, das Lebensbild Weises dadurch eine Erweiterung gefunden hätte, dass neben seiner pädagogischen Bedeutung auch seine Stellung in der Litteraturgeschichte nicht nur gestreift, sondern eingehend gewürdigt worden wäre: es würde gewiss ein prächtiges Buch geworden sein!

Zwickau i. S. P. Stötzner.

Einleitung und Kommentar zu Schillers philosophischen Gedichten von Friedrich Albert Lange. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1897. XVI u. 94 S. 12⁰. 0,90 M.

Dieses Buch ist mehr als 20 Jahre nach dem Tode seines Verfassers von Dr. O. A. Ellissen in Einbeck als 79. Lieferung der Sammlung deutscher Schulausgaben kürzlich herausgegeben worden. Und obwohl der Kommentar selbst unvollendet ist und z. B. ein so wichtiges Stück wie „der Spaziergang“ darin ganz fehlt, ist die Veröffentlichung dieser Arbeit des berühmten Verfassers der Geschichte des Materialismus nur willkommen zu heissen. Denn offenbar hat eine grosse Liebe zu dem Gegenstande dem Verfasser die Hand geführt. Lange macht einen Unterschied zwischen den philosophischen Abhandlungen und den Gedichten Schillers und meint von den letzteren, dass sie jenen überlegen seien, dass der Philosoph Schiller sich hier selbständiger, allseitiger und zugleich tiefer zeige als in den Abhandlungen. Seine Liebe aber zu der Philosophie dieser Gedichte hat Lange manches erkennen lassen, was anderen Auslegern entgangen ist. Der Kommentar ist zumal in demjenigen Teil, der das von Lange am höchsten geschätzte Gedicht „das Ideal und das Leben“ behandelt, von einem liebenswürdigen Schwunge, der vorteilhaft von der hier in anderen Kommentaren anzutreffenden Trockenheit und Unbeholfenheit absticht. Besonders glücklich und fesselnd wird von Lange dargelegt, wie das Gedicht mit der Umwandlung der Überschrift aus dem „Reich der Schatten“ in „das Ideal und das Leben“ sich im Inhalt erheblich verändert hat. Das Bedeutsamste der Langeschen Arbeit dürfte jedoch in den einleitenden grösseren Abschnitten zu erblicken sein, die überschrieben sind „Philosophie und Poesie“ und „die Philosophie der Ideendichtung“. Hier zeigt sich die grosse innere Verwandtschaft

Langes mit Schiller, auf die sich seine Liebe zu dem philosophischen Dichter gründet. Lange meint aber mit Schiller über die kritische Philosophie Kants, der beide Männer übrigens zuneigen, an einem Punkte hinausgehen zu sollen: nämlich in der Beantwortung der Frage, wie die bleibende wirkliche Unzulänglichkeit des Menschen gegenüber dem Gesetz der Idealität oder Mustergültigkeit des Verhaltens, welche Unzulänglichkeit Lange und Schiller nicht weniger als Kant annehmen, zu überwinden sei. Die Antwort Schillers und Langes auf diese Frage dürfen wir aber nach S. 31 unserer Schrift aus Worten von A. W. Schlegel entnehmen, mit denen dieser in vermutlichem Einverständnis mit Schiller Strophen von „Ideal und Leben" umschrieb. Die Worte Schlegels lauten: „Indem wir die Tugend als schön empfinden und ihr Ideal mit voller Liebe umfassen, wird es gewissermassen Eigentum unseres Herzens." Das hier Gesagte führt weiter auf den bekannten Schillerschen Gedanken, dass die blosse Achtung vor dem Gesetz, bei der der Mensch nach Kant zu verbleiben habe, durch Liebe und freie Neigung zum Guten zu ersetzen. Und damit haben wir denn dasjenige angegeben, was Lange etwas überschwänglich und nicht gerade glücklich eine „ästhetische Erlösung" nennt, die er einer Kantischen moralischen Auflösung der gleichen Aufgabe entgegenstellt. Zu solcher ästhetischen Erlösung sei hier nur soviel bemerkt, dass Kant nicht etwa, wie man hiernach meinen könnte, den Vorzug der Liebe vor der Achtung im Verhältnis zum Gesetze je bestritten hat. Sagt er doch in der Anmerkung zum dritten Stück seiner Religionslehre wörtlich: „Das höchste für Menschen nie völlig erreichbare Ziel der moralischen Vollkommenheit endlicher Geschöpfe ist die Liebe des Gesetzes." Worin er aber von Schiller und Lange abweicht, das ist, dass er dieses Höhere für etwas sehr viel weniger leicht zu Verwirklichendes als sie gehalten hat. In seinem unerbittlichen Realismus konnte Kant nicht so gering wie die Dichter die dunklen Mächte der Welt und des menschlichen Herzens veranschlagen, die es uns erschweren, zu einer Liebe des Gesetzes zu gelangen, welche diesen Namen wirklich verdient.

H. Romundt.

Briefe von und über Jacob Frohschammer[1]. Leopold von Ranke hat im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen „Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen" (Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot 1873) gesagt: „Zeitgenossen pflegen einander nur äusserlich zu kennen. Die wirksamen Männer folgen allezeit ihren eigenen Impulsen und suchen dieselben soviel als möglich zur Geltung zu bringen. Von den inneren Antrieben Anderer, besonders derer, mit denen man in Gegensatz gerät, bildet man sich gewöhnlich nur einen sehr oberflächlichen Begriff. Und die Missverständnisse,

[1]) Herausgegeben von Bernhard Münz. Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer. 1897. VII u. 243 S. gr. 8° 5 M.

die hieraus entstehen, hören nicht mit dem Leben auf; sie gestalten sich vielmehr nicht selten zu einer Tradition, welche in die historische Auffassung eindringt und dieselbe so lange beherrscht, bis der Forscher auf Dokumente stösst, welche ihm in dem Gewirre der einander widersprechenden Überlieferungen ein sicheres Urteil an die Hand geben." Diese Worte des von der lautersten Menschen- und Lebenskenntnis durchdrungenen grossen Historikers hätten auch der Briefsammlung, welche Dr. Bernhard Münz in Wien im Interesse der richtigen Beurteilung eines charaktervollen, aber eben deswegen vielfach verkannten und angefeindeten Denkers herausgegeben hat, vorangestellt werden können. Der im Jahre 1893 verstorbene Dr. Jacob Frohschammer war zwar nur der Sohn eines einfachen Landmannes, aber seine Gesinnung, die energische Richtung seines Geistes auf die höchsten Aufgaben der Menschheit und die Ausdauer, mit der er den ihm verordneten Kampf für die Wahrheit und das Recht des Gewissens bis an sein Ende durchgeführt hat, hatten ein königliches Gepräge, welches nicht bloss in der himmlischen Welt, wie wir hoffen, hervorleuchten wird, sondern auch in dieser gegenwärtigen zur Anerkennung gebracht zu werden verdient. Hierzu wird diese Briefsammlung sicherlich mitwirken. Nur durch eine königliche Gesinnung, wie sie Petrus (1. Petr. 2.) von allen Christen fordert, nur durch das Bewusstsein, durch Christus mit Gott selbst in unmittelbarem Verkehr zu stehen und dadurch zur vollen Geistesfreiheit berufen zu sein, konnte Frohschammer sich mit der streng klerikalen Erziehung, in der er aufgewachsen, zu einem philosophischen Standpunkt emporarbeiten, der ihm einen freien Umblick in das Gebiet der menschlichen Gedankenarbeit gestattete. Streben nach objektiver und subjektiver Wahrheit galt ihm als das Wesen der Philosophie. Dadurch wurde sie ihm das Band mit allen von diesem Streben erfüllten Menschen in allen Konfessionen und Religionen. Wie Jacob Boehme ist auch er von der Überzeugung ausgegangen, dass die Welt der unermessliche Organismus sei, in welchem Gott von Ewigkeit her wohnt und wirkt und dass in ihm Geist und Stoff in dem innigsten Zusammenhang stehen. Dadurch erkannte er auch die Notwendigkeit einer natur- und vernunftgemässen Erziehung der Jugend und der selbständigen Organisation des Schulwesens unter der Leitung der Staatsregierung. Über seine unermüdliche Thätigkeit zur Verbreitung dieser Grundsätze giebt diese Briefsammlung eine sehr dankenswerte Auskunft. Man lernt dadurch einen Denker und Gelehrten kennen, der der Menschheit, zunächst aber unserem deutschen Volke, einen reellen Nutzen bringen wollte, und zugleich einen Charakter, der sich durch keine Schwierigkeit abschrecken lässt. Wertvoll werden für viele Leser die biographischen Mitteilungen sein, die der Herausgeber teils vorangeschickt, teils eingeflochten hat. Bei der Lebensskizze des Professors Friedrich Kirchner vermissen wir die Erwähnung seiner Schrift: „Diätetik des Geistes. Eine Anleitung zur Selbsterziehung". (Berlin u. Leipzig. Verlag von J. Guttentag. 1884.) Sie kann zur

Anwendung der Grundsätze Frohschammers auf das eigene Leben und Streben vortreffliche Dienste leisten. Hoffentlich kann bei einer zweiten Auflage diese Sammlung noch vermehrt werden, da noch viele Briefe Frohschammers im Verborgenen schlummern, die wesentlich zum Verständnis und zur richtigen Beurteilung dieses edlen Denkers und Menschenfreundes beitragen könnten.

B. Baehring.

Nachrichten.

Jegliches Streben gewinnt an Kraft wie an Sicherheit, wenn seine Träger sich bewusst sein dürfen, das Werk einer grossen, wenn auch vielleicht verdunkelten oder halbvergessenen Vergangenheit fortzusetzen. Das ist die Bedeutung, welche **grossen Überlieferungen** innewohnt; mit der Sicherheit geben sie denen, die wirklich davon erfüllt sind, auch Wärme, Begeisterung und Opferwilligkeit. Dabei sind die Formen, unter welchen ältere Gedanken und Bestrebungen in der Gegenwart sich fortpflanzen oder neu beleben, zwar dann von grosser Bedeutung, wenn auch sie alt und ehrwürdig sind, aber sie sind doch nicht das Wesentliche eines solchen Unternehmens. Grosse Traditionen sind ein wertvollerer Besitz als Machtmittel, die sich in Zahlen darstellen lassen und sie haben den Vorzug, dass sie unverlierbar sind, sofern sie nur gepflegt werden. Deshalb hat jede Organisation, ob sie nun als Gemeinschaft, Gesellschaft, Bund, Orden oder Brüderschaft existiert, in ihrem eigensten Interesse die dringende Pflicht, ihre eigne Geschichte anzubauen und zu pflegen.

In protestantischen Kreisen wird sehr vielfach, und zwar mit vollem Recht, darauf hingewiesen, welche reichen geistigen und wirtschaftlichen Kräfte Länder wie Spanien und Frankreich durch die **Glaubensverfolgungen** des 16. und 17. Jahrhunderts von sich gestossen haben. Sehr richtig wird dann bemerkt, dass diejenigen Länder, welche die Glaubensflüchtlinge aufnahmen, wie z. B. Brandenburg-Preussen, den grössten Gewinn für ihre geistige, sittliche und politische Entwicklung gerade aus den Kräften dieser thätigen und opferwilligen Männer gezogen haben. Um so auffallender ist es, dass die landläufige Geschichtschreibung die entsetzlichen Verfolgungen völlig todt schweigt, welche auf protestantischem Boden seit 1524 gegen alle sog. Schwärmer, Anabaptisten und Sektierer in Scene gesetzt worden sind. Offenbar ist man vielfach noch heute der Ansicht, dass diese Verfolgungen einen heilsamen Aderlass dargestellt haben. Haben aber nicht Holland, England und vor allem die Vereinigten Staaten, die bis tief in das

18. Jahrhundert hinein die Zufluchtsländer der Misshandelten bildeten, ebenso grossen Gewinn von diesen Leuten gehabt, wie Brandenburg-Preussen einst von den Hugenotten? Man kennt offenbar in weiten Kreisen gar nicht einmal die Thatsache, dass seit 1525 viele Tausende armer „Täufer" über die Grenzen gedrängt worden sind und dass die ersten geschlossenen deutschen Kolonien in Amerika aus deutschen Mennoniten bestanden, die der Heimat den Rücken kehren mussten (1683). Diese Pioniere sind es dann gewesen, die jene anderen Tausende deutscher Auswanderer in die neue Welt nachgezogen haben. Ist dieser Aderlass etwa ebenfalls für Deutschland ein Glück gewesen?

Auf der Meissener Pastoral-Konferenz des Jahres 1887 hat Herr Lic. theol. **P. Drews**, damals Pfarrer, einen Vortrag über „Humanismus und Reformation" gehalten, der dann bei Fr. W. Grunow in Leipzig im Druck erschienen ist. Wir können das abfällige Gesamturteil über den Humanismus, das der Verfasser, trotz der Anerkennung einiger guter Seiten, abgiebt, nicht unterschreiben, aber in manchen Punkten hat Drews u. E. ganz recht gesehen, besonders in der Beurteilung der tiefen Unterschiede, welche den Humanismus von der nachmaligen lutherischen Staatskirche trennen. Es kann zu nichts führen, wenn diese Unterschiede vertuscht werden: sie sind vorhanden und man muss auf beiden Seiten damit rechnen. Gegenüber den Anschauungen, wie sie z. B. Geiger über die Zusammenhänge beider Strömungen vertritt, sagt Drews S. 17: „Dem gegenüber glaube ich behaupten zu müssen, dass wenigstens die lutherische Reformation (anders steht hier Zwingli, von dem ich hier abzusehen mir gestatte) eine durchaus selbständige Grösse ist: sie ist weder aus dem Humanismus hervorgewachsen, noch hat sie von demselben einzelne Prinzipien entlehnt[1]). Die Verwandtschaft beider ist, wenn wir auf die letzten Motive zurückgehen, eine scheinbare, und wenn der Humanismus Raum geschaffen hat für die Reformation, so umgekehrt dieser für die wirklich gesunden Gedanken des Humanismus." Drews sucht dies durch den geistigen Entwicklungsgang Luthers zu beweisen. Allerdings habe Luther zeitweilig eine „gewisse humanistische Luft geatmet", auch Verbindungen mit einigen Humanisten gehabt, aber er sei nie „Mitglied des Humanistenbundes gewesen" (was ganz richtig ist) und habe „sich stets wie eine weisse Schwalbe unter den ‚Poeten' gefühlt". Sehr bezeichnend sei in dieser Beziehung sein Aufenthalt in Rom. Gerade hier, wo doch die Antike ihm so nahe trat, „war Luther nur der Mönch". „Er besucht wohl die alten römischen Kaiserbauten und die Stätten, die durch die Geschichte wichtig waren, aber lieber kehrt er doch in die Kirchen und Kapellen ein, um sich Gnaden zu erwerben, die hier so reichlich flossen." Sehr beachtenswert ist dann der von Drews angetretene Nachweis, dass im Grunde der Katholik, der seinen Glauben ernst nahm, Luther näher stand und steht, als der Humanist. Wir wollen Drews' eigene Worte wiedergeben: „Wenn ein Humanist sich mit wahrer Herzensüberzeugung zu Luther bekannte, so

---

[1]) Die Stelle ist von Drews gesperrt worden.

hatte er einen nicht geringeren inneren Bruch zu durchleben, als ein scholastisch gebildeter Katholik. Er musste auf hohe Ideale verzichten, er musste die *μετάνοια* ebenso durchmachen, ja vielleicht noch viel mehr, als jeder andere; denn der mit Ernst nach seinem Seelenfrieden ringende Katholik stand Luther, stand dem Evangelium sogar näher als ein Humanist"[1]). — Wenn wir diese Schrift aus dem Jahre 1887 jetzt erwähnen, so geschieht es u. A. auch deshalb, weil die Ansichten des Verfassers eine erhöhte Bedeutung dadurch gewonnen haben, dass derselbe inzwischen berufen worden ist, als Professor der Kirchengeschichte die angehenden Theologen in Jena in seinen Anschauungen zu unterrichten und auf ihr Amt vorzubereiten.

In der soeben erwähnten Schrift von P. Drews, „Humanismus und Reformation", verdient die Bemerkung Beachtung, dass Zwingli und die Reformierten zum Humanismus eine andere, d. h. näher verwandte Stellung einnehmen, als die Lutheraner. Wenn nun Drews weiterer Nachweis richtig ist, dass Lutheraner und ernste Katholiken sich innerlich weit näher stehen, als Lutheraner und Humanisten, so kommt man zu demselben Ergebnis, das im 17. Jahrhundert von vielen lutherischen Kanzeln gepredigt zu werden pflegte — man denke an die bekannten Predigten des kursächsischen Hofpredigers Matthias Hoë von Hoënegg † 1645 —, dass nämlich jeder wirkliche und ächte Anhänger Luthers sich der römischen Kirche näher verwandt fühle als den Reformierten.

Es wäre von Interesse, aus den Schriften des Comenius (besonders aus den nur handschriftlich erhaltenen, die nicht für den Druck bestimmt waren) einmal festzustellen, ob die von ihm geförderten Akademien und die geplanten Collegia Lucis für ihn zusammenfielen oder nicht. Wir haben in den M.H. der C.G. 1897 S. 272 ff. einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der sog. Collegia Lucis, in denen nach Comenius das Licht der Weisheit oder, wie er sagt, das Lumen mentale oder Lumen Pansophicum leuchten sollte [2]), gebracht, auf den wir hier nochmals hinweisen möchten. Unter dem Namen Academia verstand Comenius nicht etwa eine Hochschule; vielmehr dachte er sich seine „Akademien" (wie er selbst sagt) ausserhalb der Universitäten als „Werkstätten des Lebens" und als Schlussstein aller der von ihm geplanten Organisationen, welche die Begründung des Gottesreichs auf Erden bezweckten. Es war eine Organisation freier Männer von gutem Rufe, die in regelmässigen Versammlungen den Aufbau des „Tempels der Weisheit" sich zum Ziel setzten und deren Licht in die weitesten Kreise erleuchtend und versöhnend dringen sollte.

Man hat wohl bezweifelt, ob die deutschen Gesellschaften oder „Akademien" des 17. Jahrhunderts, welche unter dem Namen der „Deut-

---

[1]) Von uns gesperrte Worte. Die Schriftleitung.

[2]) „Ad subvertendum Babylonem tum illam magnam tum nostras minutas" giebt es nach Comenius (a. O. S. 273) mehrere Mittel, darunter an erster Stelle: Lumen Mentium, depuratius et universalius atque adhuc Scholae, Politiae, Ecclesia ipsa habuerunt etc.

schen Sprachgesellschaften“ bekannt geworden sind, deren Geschichte wir in den M.H. der C.G. 1895 S. 1 ff. erörtert haben, „geheime Gesellschaften“ gewesen sind. Zur Beurteilung dieser Frage möge hier folgende Thatsache erwähnt werden. Im Juni 1648 hielten die „Brüder“ (die Mitglieder nannten sich im vertrauten Kreise Brüder), welche in Weimar wohnten (die Gesellschaft besass örtliche Organisationen), eine der bei ihnen üblichen Sitzungen und Arbeiten ab; der Zweck war eine Aufnahme; man stellte eine „Prüfung“ mit dem Aufnahmesuchenden an und „vollzog alles nach Ordnung“. Zu dieser Prüfung gehörte, wie überliefert ist (Keller a. O. S. 27), das „Hänseln“, d. h. sog. Spiele, Proben mit Wasser und Feuer, wie sie bei den Aufnahmegebräuchen der Zünfte vorkommen, die wohl den Zweck hatten, die Festigkeit des Entschlusses zu prüfen. Bei Vollziehung des Aktes stellte es sich heraus, dass einer der Mitwirkenden, der als Besuchender anwesend war, seinen Brudernamen nicht sofort nennen konnte und schliesslich erklärte, der „Artzneiende“ zu heissen; wir kennen den bürgerlichen Namen des betreffenden nicht. Als Fürst Ludwig von Anhalt, dem das Protokoll als Leiter der ganzen „Sozietät“ zugestellt wurde, die Aufnahmeverhandlung las, bemerkte er, dass der „Artzneiende“, d. h. der wirklich in den Listen sogenannte Bruder, gar nicht in Weimar anwesend gewesen war. Darauf schrieb Fürst Ludwig unter dem 7. August 1648 dem Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, der offenbar an der Spitze der Weimarer Brüder stand, „er möge sich vor solchen selbstangebenden Fremden wol fürsehen“. (s. Krause, Fürst Ludwig von Anhalt III, 23.)

Mit Bezugnahme auf die in unserem letzten Heft (M.H. 1898 3/4 S. 134) gegebene Notiz über Jakob Friedrich von Bielefelds Ansicht vom **Ursprung der Bauhütten** werden wir darauf aufmerksam gemacht, dass es keineswegs bloss die klerikale Presse ist, welche behauptet, dass der Geist der Freimaurerei ein Erzeugnis des englischen Deismus und jede Annahme eines früheren Ursprungs vor 1717 ein Phantasiegebilde sei. Vielmehr sei dieselbe Ansicht u. A. von Dr. Fr. Nielsen, Professor der Kirchengeschichte in Kopenhagen, in seiner weit verbreiteten Schrift „Freimaurertum und Christentum“ zu Anfang der achtziger Jahre in gleicher Weise (und zwar unter vielfacher Berufung auf bekannte Schriftsteller wie J. G. Findel) ausgesprochen und vertreten worden, habe aber damals auch bereits von dem Archidiakonus G. A. Schiffmann nachdrücklichen Widerspruch erfahren. Mir sind die in Rede stehenden Schriften nicht zur Hand[1]. Sicher ist ja allerdings, dass alle Gegner der Logen ein Interesse daran haben, zu glauben oder glauben zu machen, diese „Sekte“ sei im Jahre 1717 entstanden, also eine neue Erscheinung; denn erst dann kann mit einiger Aussicht auf Erfolg der Beweis versucht werden, dass der damals mächtige englische Deismus der Vater der „Sekte“ gewesen ist. Da es ja immer einzelne Freimaurer gegeben haben mag, die auch später den Standpunkt

---

[1]) In einer andern mir bekannten Schrift Nielsens, Loge und Kirche, Lpz. 1883 S. 17, sagt er: „Die Loge ist nur eine aus dem vorigen Jahrhundert stammende Gesellschaft mit moralischen Zwecken.“

des Deismus als richtig erkannten, so mag jene kirchliche Theorie hier und da auch innerhalb des Bundes Befürworter gefunden haben. Indessen hat in solchen Fragen nicht ein beliebiges einzelnes Mitglied das **Recht**, für seine Auffassung ein autoritatives Ansehn zu beanspruchen und insofern besagt die Berufung Nielsens auf Findel u. A. nicht sehr viel. Viel entscheidender ist die Frage, wie sich die Mitbegründer der Logen (dazu darf man Jakob Friedrich von Bielefeld wenigstens für Deutschland zählen) und die anerkannten amtlichen Organe, zumal der ältesten Zeiten, zu der Angelegenheit gestellt haben. Es wäre erwünscht, wenn man gelegentlich darüber etwas Näheres erfahren könnte.

Hier will ich nur erwähnen, dass der Titel der ältesten Ausgabe des berühmten Konstitutionen-Buchs (von 1723) folgendermassen lautet: „The Constitutions of the Freemasons. Containing the History, Charges, Regulations etc. of that **most ancient** and right worshipful Fraternity. For the use of the Lodges. London. Printed by Will. Hunter etc. 1723.“ Dies Buch ist das Gesetzbuch der Grossloge von England, welche von Anderson im Auftrag und mit Billigung dieser Grossloge herausgegeben wurde.

Herr Prof. Dr. **C. Th. Lion** in Eisenach teilt uns mit, dass gegenwärtig die vierte Auflage seiner Ausgabe von Comenius' Grosser Unterrichtslehre nebst Lebensbeschreibung (Langensalza, Beyer u. Söhne) im Druck ist. Die erste Auflage erschien 1875 (376 S. 8°), die zweite 1883, die dritte 1891. Zugleich wird Lion die Mutterschule des Comenius im deutschen Original neu herausgeben und dieselben mit Anmerkungen versehen, die auf einen Vergleich mit dem lat. Original Bezug nehmen. Vielleicht soll sich daran noch eine Übersetzung des Spicilegium anschliessen.

Wir möchten auch an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, was Direktor Reber oben (S. 214) nach einer brieflichen Nachricht hervorhebt, dass Comenius nach seinem eignen Zeugnis auch in **Marburg** sich aufgehalten und Vorlesungen bei den Professoren Goclenius und Combachius gehört hat. Dass dies nur als Gast geschehen ist, giebt Comenius selbst an; gleichwohl wäre es von Interesse, etwas Näheres über Goclenius und Combach und ihre Vorlesungen zu erfahren. In demselben Brief erzählt Comenius, dass er zwei Jahre lang in Herborn (1611 und 1612) und zwei in Heidelberg (1613 und 1614) studiert habe; auch nennt er die Namen der Dozenten, die er gehört hat.

Im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger zu Stuttgart hat soeben Dr. **Johann Loserth,** Professor der Geschichte in Graz, ein grösseres Werk über „Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im XVI. Jahrhundert“ veröffentlicht (VIII u. 614 S., Preis 12 M.). Es giebt augenblicklich keinen Historiker, weder innerhalb noch ausserhalb Österreich-Ungarns, der für eine solche Aufgabe berufener gewesen wäre als Loserth. Unseren Lesern ist bekannt, dass Loserth sich seit vielen Jahren sehr eingehend mit der Ge-

schichte des sog. Anabaptismus beschäftigt hat, aber er ist in gleicher Weise auch in der Geschichte der gesamten Religionsbewegung des 16. Jahrhunderts zu Hause und hat Gelegenheit gehabt, für alle Jahrzehnte dieser Epoche aus den Quellen zu schöpfen. Der Hauptnachdruck liegt im vorliegenden Werke auf der Darstellung der Gegenreformation, die in Österreich bereits nach dem Schmalkaldischen Kriege beginnt. Für die Zeit des Erzherzogs Karl II. (1578—1590) hatte Loserth reiches Urkundenmaterial gefunden (er wird es demnächst veröffentlichen) und es war daher gegeben, dass er dasselbe für seine Darstellung verwertete. An dieser Stelle interessieren uns besonders das erste und zweite Kapitel, welche die religiösen Verhältnisse vor der Reformation und die Anfänge der letzteren behandeln. Loserth schildert die ausserordentliche Kraft, mit der sich seit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, vorbereitet durch den Humanismus, die religiöse Bewegung „über das ganze Gebiet der österreichischen Alpenländer ergoss und alle Kreise der Gesellschaft mit sich fortriss“. Dann fährt er fort (S. 13): „In Steiermark, Kärnten und Krain lagen die Dinge nicht anders als in Tirol, wo sich im Anfang alt und jung, arm und reich, Bürger und Bauer, Adel und Priester der neuen Lehre freundlich erwies, freilich nicht jener Richtung, welche die Rechtfertigung des Menschen allein durch den Glauben auf ihr Banner schrieb, sondern jener, die von ihren Bekennern überdies noch ein opfermütiges, heiligmässiges Leben im Sinne des apostolischen Zeitalters verlangte, der sogenannten Wiedertäufer.“ Es versteht sich, dass trotzdem von den Gegnern alle diese Männer frühzeitig nach dem damals bekanntesten Wortführer der religiösen Bewegung „Lutherische“ genannt wurden; wenn aber noch heute die Kirchenhistoriker, gestützt auf diesen Namenmissbrauch, auch in Österreich in den Evangelischen lauter „Lutheraner“ erkennen wollen, so mögen sie sich von Sachkennern wie Loserth belehren lassen, dass sie sich im Irrtum befinden. Freilich stimmen Loserths Angaben sehr wenig zu den überlieferten Theorien, die in den sog. Wiedertäufern lediglich eine kleine, von einigen „Fanatikern“ angefachte Bewegung sehen wollen, die kaum auf geschichtliche Beachtung Anspruch habe; man darf gespannt sein, ob auch Loserth von dieser Seite her einer „masslosen Aufbauschung“ der täuferischen Bewegung beschuldigt werden wird.

Buchdruckerei von Johannes Bredt, Münster i. Westf.

Die Comenius-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung

ist am 10. Oktober 1891 in Berlin gestiftet worden.

Mitgliederzahl 1897: 1200 Personen und Körperschaften.

Gesellschaftsschriften:

1. **Die Monatshefte der C.G.** Deutsche Zeitschrift zur Pflege der Wissenschaft im Geist des Comenius. Herausgegeben von Ludwig Keller.
   Band 1—6 (1892—1897) liegen vor.
2. **Comenius-Blätter für Volkserziehung.** Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft. Der erste bis fünfte Jahrgang (1893—1897) liegen vor.
3. **Vorträge und Aufsätze aus der C.G.** Zwanglose Hefte zur Ergänzung der M.H. der C.G.

Der Gesamtumfang der Gesellschaftsschriften beträgt etwa 32 Bogen Lex. 8°.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M.; 6 fl. österr. W.) erhalten die M.-H. der C.-G. und die C.-Bl. Durch einmalige Zahlung von 100 M. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (Jahresbeitrag 5 M.; 3 fl. österr. W.) erhalten nur die Monatshefte; Teilnehmerrechte können an Körperschaften nur ausnahmsweise verliehen werden.
3. Die **Abteilungsmitglieder** (Jahresbeitrag 3 M.) erhalten nur die Comenius-Blätter für Volkserziehung.

Anmeldungen

sind zu richten an die Geschäftstelle der C.G., Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Der Gesamtvorstand der C.G.

Vorsitzender:

Dr. **Ludwig Keller,** Archiv-Rat und Geheimer Staatsarchivar, in Berlin W.-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloss Amtitz (Kreis Guben).

General-Sekretär:

Dr. **Gottlieb Fritz,** Charlottenburg, Schlüterstr. 8.

Mitglieder:

Beeger, Lehrer u. Direktor der Comenius-Stiftung, Nieder-Poyritz bei Dresden. Dr. **Borgius,** Ep., Konsistorial-Rat, Posen. Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. **Höpfner,** Göttingen. Prof. Dr. **Hohlfeld,** Dresden. **M. Jablonski,** Berlin. **Israel,** Schul-Rat, Zschopau. D. Dr. **Kleinert,** Prof. und Oberkonsistorial-Rat, Berlin. **W. J. Leendertz,** Prediger, Amsterdam. Prof. Dr. **Markgraf,** Stadt-Bibliothekar, Breslau. D. Dr. **G. Loesche,** k. k. ordentl. Professor, Wien. **Jos. Th. Müller,** Diakonus, Gnadenfeld. Prof. Dr. **Nesemann,** Lissa (Posen). Univ.-Prof. Dr. **Nippold,** Jena. Prof. Dr. **Novák,** Prag. Dr. **Pappenheim,** Prof., Berlin. Dr. **Otto Pfleiderer,** Prof. an der Universität Berlin. Direktor Dr. **Reber,** Aschaffenburg. Dr. **Rein,** Prof. an der Universität Jena. Univ.-Prof. Dr. **Rogge,** Amsterdam. **Sander,** Schulrat, Bremen. Dr. **Schneider,** Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortragender Rat im Kultusministerium, Berlin. Dr. **Schwalbe,** Realgymn.-Direktor und Stadtverordneter, Berlin. Hofrat Prof. Dr. **B. Suphan,** Weimar. Prof. Dr. **Waetzoldt,** Provinzial-Schulrat in Breslau. **Weydmann,** Prediger, Crefeld.

Stellvertretende Mitglieder:

Dr. **Th. Arndt,** Prediger an S. Petri, Berlin. Lehrer **R. Aron,** Berlin. **Wilh. Bötticher,** Prof., Hagen i. W. Direktor Dr. **Begemann,** Charlottenburg. **Phil. Brand,** Bankdirektor, Mainz. **H. Fechner,** Prof., Berlin. Geh. Regierungs-Rat **Gerhardt,** Berlin. Prof. **G. Hamdorff,** Malchin. Stadtrat a. D. **Herm. Heyfelder,** Verlagsbuchhdlr., Berlin. Bibliothekar Dr. **Jeep,** Charlottenburg. Stadtschulinspektor Dr. **Jonas,** Berlin. Univ.-Prof. Dr. **Lasson,** Berlin-Friedenau. Pfarrer **K. Mämpel,** Seebach bei Eisenach. Universitäts-Prof. Dr. **Natorp,** Marburg a./L. Bibliothekar Dr. **Nörrenberg,** Kiel. Archiv-Rat Dr. **Prümers,** Staatsarchivar, Posen. Rektor **Rissmann,** Berlin. Univ.-Prof. Dr. **H. Suchier,** Halle a. S. Landtags-Abgeordneter **von Schenckendorff,** Görlitz. **Slaměník,** Bürgerschul-Direktor, Prerau. Univ.-Professor Dr. **von Thudichum,** Tübingen. Univ.-Prof. Dr. **Uphues,** Halle a. S. Prof. Dr. **Zimmer,** Berlin-Zehlendorf.

Schatzmeister: **Bankhaus Molenaar & Co.,** Berlin C 2, Burgstrasse.

Buchdruckerei von Johannes Bredt, Münster i. W.